

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Hermann Budzislawski

2. Nov. 1976

44

50 Pfennig

Grigori Weiß (Moskau):

Podium der Sowjetliteratur

Peter Spacek: „Operettenstaat“ Transkei

Peter Ahrens: Beethoven und eine glückliche Ehe

Burchard Brentjes: Und das arabische Volk von Palästina?

M. F. Rakowski
(Warschau):

Aus polnischer Sicht

Lothar Lang: Marc Chagall, vielblumig

Rhenanus (Bonn): Die Winkelzüge des „Mr. 60 Prozent“

Günther Cwojdrak: Hacks und Wesker

Gordon Schaffer (London): Drohungen der Torys

Heinz Mohrmann: Teufelsdreck

Richard Christ: Zahlbox II / Malte Splettstößer: Domochim

ESSAYS

bei
Volk & Welt

Nicht nur für Literaturliebhaber und ausgesprochene »Büchervürmer« präsentiert der Verlag Volk und Welt Gedanken bekannter ausländischer Autoren über Erlebtes, Geschehenes und Gelesenes. Boris Pankin stellt in seinem Essay-Band psychologisch feinfühlig und taktvoll vor allem die jüngste Sowjetliteratur in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Autoren, denen dabei sein besonderes Interesse gilt, sind Abramow, Aitmatow, Ostrowski und Trojepolski

Es lohnt sich also, Ihren Buchhändler zu fragen nach:

Boris Pankin
Über Abramow,
Aitmatow,
Ostrowski,
Trojepolski
und andere

Essays
Aus dem Russischen
von Hans-Joachim
Lambrecht
Nachdichtungen
von Wilhelm Tkaczyk
Etwa 320 Seiten
Halbleinen 7,20 M

Und für 1977
sollten Sie sich
vormerken:

Laco Novomeský
Erwägungen

Aufsätze zur Literatur
Aus dem Slowakischen
von Ilse Seehase
Herausgegeben und
mit einer Vorbemerkung
versehen von
Karol Rosenbaum
Etwa 210 Seiten
Halbleinen etwa 5,- M

Verlag Volk und Welt Berlin

	Inhalt:	Seite:
Grigori Weiß (Moskau)	Eine einzigartige Zeitschrift	1377
Burchard Brentjes	Und das arabische Volk von Palästina?	1381
Heinz Mohrmann	Mephisto wieder im Geschäft	1383
Günther Cwojdrak	Hacks und Wesker	1385
Mieczysław F. Rakowski (Warschau)	Aus polnischer Sicht	1387
Malte Spletstößer	Hast du Domochim im Haus...	1389
Peter Ahrens	Beethoven und eine glückliche Ehe	1392
Peter Spacek	„Operettenstaat“ Transkei	1394
Lothar Lang	Marc Chagall, vielblumig	1396
Gordon Schaffer (London)	Drohungen der Torys	1398
Rhenanus (Bonn)	Die Winkelzüge des „Mr. 60 Prozent“	1400
Richard Christ	Nochmaliges Selbstgespräch einer Zahlbox	1402
	Bemerkungen/Antworten	

Eine einzigartige Zeitschrift

von Grigori Weiß (Moskau)

Das wiederholt sich am Anfang eines jeden Monats: Von morgens an klingelt ununterbrochen mein Telefon. Freunde und Bekannte, Freunde von Bekannten und Nachbarn der Freunde rufen an und fragen: „Können Sie mir nicht die neueste Nummer der Zeitschrift ‚Freundschaft der Völker‘ beschaffen? Ich konnte sie nicht mehr abonnieren, und am Kiosk ist sie auch nicht mehr zu haben... Sie war innerhalb einer Stunde vergriffen.“

Woraus erklärt sich das große Interesse für diese Zeitschrift, mit der ich seit über anderthalb Jahrzehnten verbunden bin?

Ich muß zumindest einen kleinen Ausflug in die nicht ganz ferne Vergangenheit unternehmen, um die Frage zu beantworten. Vor etwa über vierzig Jahren erklärte Maxim Gorki auf dem ersten Schriftstellerkongreß der UdSSR: „Die sowjetische Literatur ist nicht allein die Literatur der Russen, sie ist die Literatur der gesamten Union... Der Wert der Kunst wird nicht an ihrer Quantität, sondern an ihrer Qualität gemessen. Wenn wir in der Vergangenheit den Giganten Puschkin hervorgebracht haben, so bedeutet das keineswegs, daß Armenier, Grusinier, Tataren, Ukrainer und andere Stämme nicht in der Lage sind, auch große Meister der Literatur, der Musik, der Malerei und der Architektur hervorzubringen... Man darf nicht vergessen, daß sich in der gesamten Union der Sozialistischen Republiken ein rascher Prozeß der Wiedergeburt der gesamten Masse des werktätigen Volkes vollzieht.“

Damals waren, wie ich mich erinnere, der kasachische Volksdichter Dshambyl und der dagestanische Volkssänger Suleiman Stalski, den Gorki den „Homeros des 20. Jahrhunderts“ nannte, in der Union der Bruderrepubliken weithin bekannt. Aber der Begründer der Sowjetliteratur wußte, daß das nur der Anfang war. Er sah die Blüte einer multinationalen sowjetischen Literatur voraus. Dank der lebenspen-

denden Kraft des Sozialismus wurden in unserem Lande bald die Namen vieler begabter Schriftsteller und Dichter der Bruderrepubliken bekannt.

Vor der Revolution konnte man noch nicht von einer Literatur der Tschuktschen, der Jakuten, der Burjaten, der Nanaier, der Mari, der Udmurten sprechen. Selbst so große Völker wie die Kirgisen, die Kasachen, die Usbeken oder die Turkmenen hatten keine eigene Literatur.

In den dreißiger Jahren existierte bereits eine Literatur dieser Völker. Ihre Werke wurden gelesen und bewundert. Die Frage erhob sich: Wie kann man einem Grusinier helfen, einen Kirgisen oder einen Usbeken zu lesen und die Gedichte eines Ukrainers zu lieben? Wie kann man einem Armenier die Werke seiner belorussischen Schriftstellerkollegen zugänglich machen?

So entstand die Idee, eine Zeitschrift zu schaffen, die die besten Werke der Dichter und Schriftsteller der Bruderrepubliken in russischer Sprache veröffentlicht. Diese Zeitschrift erhielt den Titel „Freundschaft der Völker“. Er bringt am besten den Sinn und den Charakter dieser in der Welt einzigartigen Zeitschrift zum Ausdruck. Die Leninsche Nationalitätenpolitik mußte siegen, damit die Zeitschrift erscheinen, Jahrzehnte bestehen und zu einer der verbreitetsten in unserem Lande werden konnte.

Die russische Sprache wurde zum zuverlässigen Mittler, der die Völker miteinander verband. Die von den besten russischsprachigen Dichtern und Schriftstellern ins Russische übertragenen Werke der einzelnen nationalen Literaturen werden in dieser Zeitschrift gedruckt und auf diese Weise nicht nur Millionen sowjetischen, sondern darüber hinaus auch vielen ausländischen Lesern bekannt. So erfuhr man in aller Welt von dem Kirgisen Tschingis Aitmatow und dem Tschuktschen Juri Rytcheu.

Sprach man in den dreißiger und sogar noch in den vierziger Jahren häufig von dem Einfluß der russischen Klassiker und der sowjetischen Schriftsteller russischer Zunge auf die Literatur der Brudervölker, so muß man diese Auffassung heute als einseitig und unrichtig ablehnen. Richtig dagegen ist es, von der gegenseitigen Beeinflussung und von der Wechselwirkung aller nationalen Literaturen der Sowjetunion zu sprechen. Jedes bedeutende Werk, in welcher Sprache es auch geschrieben ist, wird heute zum Eigentum der gesamten Sowjetliteratur, zu einem Faktor des gesamten literarischen Prozesses und übt seinen Einfluß auf das Schaffen der Schriftsteller anderer Nationalitäten aus.

Heute wird die Literatur nicht von voneinander isolierten schöpferischen Persönlichkeiten geschaffen. Die sowjetischen Schriftsteller in ihrer Gesamtheit bilden einen lebendigen, vielgestaltigen Organismus. Hier gibt es keine Schablonen und keine Einförmigkeit. Die Gemeinsamkeit der Ideale und Ziele schließt verschiedenartige künstlerische Methoden und Handschriften keineswegs aus. Künstlerische Originalität und unterschiedliche künstlerische Mittel gehen

die merkwürdigsten Verbindungen mit dem jeweiligen nationalen Kolorit ein. Selbst in russischer Übersetzung wird der Leser niemals den Litauer Eduard Meshelaitis mit dem Grusinier Irakli Abaschidse oder den Belorussen Janek Bryl mit dem Moldauer Ion Druze verwechseln, weil jede nationale Literatur ihre ästhetischen Traditionen sorgsam wahrt und entwickelt und zugleich alles in sich aufnimmt, was andere Literaturen an Wertvollem, an schöpferischer Welterfahrung hervorgebracht haben. So entsteht eine natürliche Synthese, eine erstaunliche Legierung von Nationalem und Internationalem.

★

Das Interesse an der Zeitschrift „Freundschaft der Völker“ beruht nicht nur auf ihrer Einzigartigkeit. Die Autoren werfen in ihren Arbeiten Probleme auf, die weit über den nationalen Rahmen hinausgehen.

An dieser Stelle ist es natürlich nicht möglich, auch nur einen Überblick über die besten Werke zu geben, die in den letzten zwei bis drei Jahren in „Freundschaft der Völker“ veröffentlicht wurden. Ich gehe lediglich auf zwei Novellen ein, die erst kürzlich publiziert wurden. Das größte Interesse galt offensichtlich Juri Trifonows Novelle „Das Haus am Kai“. Trifonow ist dem deutschen Leser durch andere Arbeiten gut bekannt.

In seine Novelle gestaltet er Schicksale der Nachkriegsgeneration, deren moralische Haltungen unter komplizierten, nicht ganz typischen Bedingungen geformt wurden. Die Wege dieser Menschen waren unterschiedlich, und daher waren auch ihre Einstellung zum Leben, ihre Charaktere und ihre Methoden, Ziele und Erfolge zu erreichen, unterschiedlich. Trifonow glättet komplizierte Situationen nicht, seine moralischen Kriterien sind kompromißlos, und darum scheut er nicht davor zurück, Fragen, die den heutigen sowjetischen Leser bewegen, klar zu beantworten.

Genosse Breshnew sagte auf dem XXV. Parteitag der KPdSU, daß die sowjetischen Schriftsteller bestrebt seien, in ihren Werken auch das Thema der Moral und Ethik und der Reinheit der Ideale zu behandeln. Man habe allen Grund zu sagen, daß in der gegenwärtigen Entwicklungsetappe der Sowjetliteratur gerade die Behandlung dieser Fragen für die schöpferische Arbeit der Schriftsteller aller Bruderliteraturen in der UdSSR charakteristisch sei. Dabei gehen die sowjetischen Schriftsteller davon aus, daß die Grundlagen der kommunistischen Moral Prinzipienfestigkeit und Ehrlichkeit, Humanität und hohe Ideale sind.

Trifonows Novelle löste heftige Diskussionen aus. Sehr unterschiedliche Standpunkte, mitunter ganz entgegengesetzte Meinungen über den Sinn des Lebens, über Gut und Böse prallten aufeinander. Trifonows Ansichten fanden keine ungeteilte Zustimmung.

Kennzeichnend für die schöpferische Rolle der sowjetischen Schriftsteller und die Probleme, mit denen sie sich beschäftigen, ist auch die Novelle „Mahomed, Mamed, Mamysch“ von Tschingis Gus-

seinow, einem jungen, begabten aserbaidshanischen Schriftsteller. Gusseinows Held ist ein „einfacher“ Mann, ein Arbeiter, der nach seinem Dienst in der Sowjetarmee auf den Erdölfeldern in Baku zu arbeiten begann. Aber die innere Welt dieses Mannes ist keineswegs einfach, seine moralische Haltung ist differenziert, seine Einstellung zum Leben aktiv und kompromißlos. Klar und prinzipienfest schätzt er die Menschen und ihre Taten ein. Er hat eine weitläufige Verwandtschaft, darunter viele erfolgreiche Onkel und Tanten, Schwestern und Brüder. Ihnen lacht das Leben, sie haben alles, was sie wünschen, aber sie wollen noch mehr, sie sind einfach unersättlich. Gusseinow interessiert jedoch nicht der Erfolg, den seine Helden im Leben haben. Von der Position des Erdölarbeiters Mamysch aus schätzt er Leben und Taten der Verwandten moralisch ein. Nach langen inneren Kämpfen überwindet Mamysch Zaghaftigkeit und Zweifel und entschließt sich, den Kampf gegen Heuchelei, Unaufrichtigkeit und innere Verkommenheit seiner Verwandten aufzunehmen. Er ist ihnen zwar blutsverwandt, aber mit ihrer Ideologie sind sie ihm fremd geworden. Er erklärt Spießbürgertum, Konsumentenphilosophie, Korruption und Prinzipienlosigkeit den Kampf auf Leben oder Tod. Von den Erscheinungen, mit denen Mamysch sich auseinandersetzt, ist es nur ein Schritt bis zur Verletzung der Normen unseres sowjetischen Lebens und bis zum Verbrechen.

Mamyschs Kampf kostet ihn das Leben, denn der Spießbürger ist schrecklich, wenn sein Wohlleben angetastet wird. Trotz ihres tragischen Endes entläßt die Novelle den Leser in der Zuversicht, daß Mamyschs Kampf nicht vergebens war. Dafür sorgt die moralische Gesundheit der sowjetischen Gesellschaft.

Diese beiden Novellen bezeugen, daß die russischen Schriftsteller gemeinsam mit ihren Kollegen aus den anderen Sowjetrepubliken schöpferisch nach der Lösung moralischer Probleme suchen, daß sie die Herausbildung der Persönlichkeit unter den Bedingungen des entwickelten Sozialismus und des Kampfes um die Errichtung der kommunistischen Gesellschaft erforschen. In Betrieben und auf Baustellen, auf Kolchos- und Sowchوسفeldern und in Viehzuchtbetrieben wird nicht nur um die Planerfüllung gerungen. Dort, werden auch Charaktere und Ideale geformt, dort wächst ein neuer Mensch heran. Darum ist es zur Tradition geworden, daß die sowjetischen Schriftsteller nicht nur am Schreibtisch arbeiten, sondern in ständigem Kontakt mit den künftigen Helden ihrer Bücher nach der Lösung moralischer Probleme suchen. Sie arbeiten im Autowerk in Togliatti, an der BAM und dort, wo die Erdölleitungen gebaut werden.

Die besten Arbeiten, die die Zeitschrift „Freundschaft der Völker“ veröffentlichte, gehören ohne Zweifel zu den hervorragenden Leistungen des sozialistischen Realismus und zum klassischen Fundus der Sowjetliteratur. Viele wurden mit dem Leninpreis und staatlichen Literaturpreisen gewürdigt.

Maxim Gorki hat weit vorausgesehen, als er sich für die Schaffung dieser einzigartigen Zeitschrift aussprach.

(Übersetzt von I. Z.)

Und das arabische Volk von Palästina?

von Burchard Brentjes

Nun wird seit bald zwei Jahren, nicht nur von Israel, offen Krieg geführt gegen die PLO — sie soll als Organisation und Sprecher eines Volkes ausgeschaltet werden. Es ist der Reaktion gelungen, den bewaffneten Kräften der PLO in Libanon schwere Verluste beizubringen und auch das Verhältnis zwischen den Palästinensern und Teilen der libanesischen Bevölkerung zu vergiften. Aber nach allem, was sich bisher abzeichnet, ist die Stellung der PLO unter den Palästinensern fester geworden.

Inzwischen geht im Machtbereich der zionistischen Regierung Israels unter dem Schlagwort der „Judaisierung des Bodens“ die Vertreibung von Hunderttausenden weiter vor sich; es genügt, daß sie Araber — gleich, ob Muslime oder Christen — sind. Hier wird chauvinistisch Mißbrauch mit einer Religion getrieben, die so „gut“ oder so „schlecht“ ist wie jede andere — wie die der Katholiken, der Verehrer Buddhas oder der Lutheraner.

Das Existenzrecht der Bewohner des heutigen Israels besteht nicht in „Jude“-Sein, sondern in ihrem Menschsein, und es wäre gut, wenn auch die Mehrheit der Israelis und der Juden in aller Welt die um ihre Menschenrechte kämpfenden Palästinenser als das akzeptieren, was sie sind: als Menschen, die auch ein Recht auf Heimat und ein menschenwürdiges Leben haben. Keinem Sozialisten geht es hier um Rassen- oder Religionsfragen, sondern um die Existenz von Millionen Menschen zweier Völker. Es ist jedoch eine Tatsache, daß das palästinensische Volk heute von der Bourgeoisie Israels unterdrückt und terrorisiert wird, daß seine Repräsentanten eine gerechte, anti-imperialistische Sache vertreten, während die Mehrheit der Israelis noch immer den chauvinistischen Irrlehren des Zionismus folgt und eine reaktionäre, aggressive Regierung duldet.

Das ist auch der Grund, warum sich die Kommunistische Partei Israels dem Chauvinismus entgegenstellt und das israelische Volk aufruft, gemeinsam mit den Palästinensern für Frieden und Demokratie zu kämpfen. Es gibt noch weit mehr Gründe, sich der Regierungspolitik Tel Avivs zu widersetzen, selbst wenn man die abenteuerliche Außenpolitik einmal außer acht läßt.

Zwei Drittel der israelischen Staatsausgaben verschlingt die Armee — 33 Mrd. israelische Pfund — und 22 Mrd. müssen als Zins und Rückzahlung von Schulden für Waffen aufgebracht werden. Seit dem Herbst 1974 ist die Währung um 52 Prozent abgewertet worden, und zur Zeit fällt das Pfund im Monat um 2 Prozent. Die Preise steigen ins Unermeßliche, und die Reallöhne fallen beständig. Die Arbeitslosigkeit greift um sich und beträgt zur Zeit rund 60 000 — und das bei 3 Millionen Einwohnern. Die Verzweiflung der Massen führt einmal zur wachsenden Auswanderung und zum anderen zu einer tiefgehenden politischen Krise.

Geradezu panischen Schrecken lösten die Munizipalwahlen am 12. April 1976 im besetzten Gebiet westlich des Jordan aus. Sie sollten

eigentlich die Einverleibung des Gebiets vorbereiten und zeigen, daß die Palästinenser, wenn schon nicht in den israelischen Organen, so doch in der arabischen Bourgeoisie und den Feudalen ihre Vertretung sehen würden. Aber die zur PLO gehörende Nationale Front, in der viele Kommunisten mitarbeiten, errang einen vollen Erfolg. Sie stellt nun die örtlichen Vertretungen, die zwar machtlos sind, aber der Welt die Lüge über die Isolierung der PLO von den Palästinensern bewies.

Um so mehr wuchs der zionistische Haß gegen die PLO, und so verschärfte sich kurz nach den Wahlen der Krieg in Libanon. Es setzten erneute Versuche ein, durch die Gründung zionistischer Siedlungen im Westjordanland dieses Gebiet „araberrein“ zu machen. Der zionistische Ausdruck hierfür ist „Judaisieren“, aber der Inhalt ist der gleiche.

In Israel wird diese Vertreibungspolitik seit langem angewandt. Etwa 1 500 000 Dunum (1 Dunum = 400 qm) Land wurde durch Enteignung den arabischen Menschen in Israel geraubt.¹⁾ Seit einigen Monaten läuft nun die Kampagne zur „Judaisierung Galiläas“, das heißt die Vertreibung der noch recht zahlreichen Araber aus dieser Region. Rund 40 000 Dunum wurden beschlagnahmt beziehungsweise zum Sperrgebiet für Araber erklärt. Die Dörfer werden zerstört, und die Bewohner, deren Vorfahren seit Jahrtausenden an gleicher Stelle siedelten, in Elendslager gepreßt und zu Fremden im eigenen Land erklärt.

Doch der Widerstand wächst. Im Oktober 1975 bildete sich ein „Komitee zur Verteidigung des Bodens“ aus israelischen Bürgern, zu dem Abgeordnete der Knesseth, Rechtsanwälte, Munizipalvertreter und Vertreter des öffentlichen Lebens gehörten. Zu ihm zählten Kommunisten neben Vertretern anderer Parteien und auch Partei-lose. Es arbeitete eng mit dem Komitee der Vorsitzenden der örtlichen Räte zusammen. Sie forderten die Aufhebung aller Maßnahmen über die Bodenbeschlagnahme und fanden auch unter den israelischen Arbeitern Gehör.

Am 29. Februar 1976 ordnete jedoch die Regierung an, mit der Verwirklichung der Bodenbeschlagnahme zu beginnen, woraufhin die Komitees für den 30. März zum Streik aufriefen. Die israelische Regierung entsandte Einheiten der Polizei und Armee in die Dörfer und löste eine Vielzahl von Provokationen aus. Sechs Araber wurden erschossen, Dutzende verletzt und Hunderte mißhandelt und eingesperrt.

Das einheitliche Auftreten der arabischen Bevölkerung am „Tag der Verteidigung des Bodens“ gab dem Kampf für die Rechtsgleichheit aller Araber Auftrieb, und das Blutbad unter den demonstrierenden Arabern schreckte auch viele jüdische Bürger Israels auf. Sie schlossen sich dem Protest gegen das Terrorregime der israelischen Regierung an. Die Kommunisten trugen den Protest in das israelische Parlament, in dem sich dann die Likudpolitiker — eine Sammlung

¹⁾ siehe auch Wb 25, 26, 27/1976: „Die zionistische Landnahme“ von Jeanette Berger

rechter und faschistischer Kräfte — und die Anhänger der Regierung in antiarabischen Hetztiraden überboten.

Geht man den blutigen Ereignissen in Libanon auf den Grund, so zeigt sich, daß die imperialistischen Mächte, voran die USA, die antiimperialistische Revolution im Nahen Osten zerschlagen und ihre eigenen Positionen aufrechterhalten und festigen wollen. „Der Imperialismus“, sagte kürzlich Genosse Breshnew, „geht jetzt den Weg des Provozierens innerer Konflikte von Arabern gegen Araber. Möglichkeiten hierfür liegen in der verstärkten Klassendifferenzierung innerhalb der arabischen Länder, im Wachstum der sozialpolitischen Unterschiede zwischen ihnen. In Libanon sind die Kräfte der inneren Reaktion, ausgerüstet und angespornt durch die Westmächte und unterstützt von Israel und Saudi-Arabien, zur Offensive gegen die einheimischen national-patriotischen Kräfte übergegangen. Ihr Schlag richtet sich jedoch vor allem gegen die Formationen der palästinensischen Widerstandsbewegung, das heißt, gegen eine der antiimperialistischen Formationen der arabischen Welt. In den Bannkreis der Kriegshandlungen ist leider auch Syrien einbezogen.“ Genosse Breshnew bekräftigte erneut, daß die Sowjetunion alles für eine friedliche politische Lösung des Nahost-Problems tun wird.

Die Pläne der Machthaber Israels und der Vertreter der arabischen Reaktion werden an der ständig wachsenden Solidarität mit der PLO und mit dem arabischen Volk von Palästina scheitern.

Mephisto wieder im Geschäft

von Heinz Mohrmann

*„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.“*
(Aus: Prolog im Himmel, Faust I. Teil)

Diese Sympathie schien den irdischen Stellvertretern des „Alten“, welche auf Anpassung an die moderne Welt in Glaubenssachen bedacht waren, lästig zu werden. Der Teufel war nicht mehr gefragt. Das letzte Konzil reformierte ihn mit der Liturgie-Reform aus dem Ritus hinaus. Die Exorzisten (von lat. exorcista = Geister- bzw. Teufelsbanner), speziell für die Bekämpfung mephistophelischer Intrigen und Angriffe ausgebildet, sollten in Pension gehen. Ihre Funktion als „anerkannte Ärzte der Kirche“, wie sie in den amtlichen Handbüchern definiert wurde, könnte besser von medizinischen Fachleuten übernommen werden.

Gegen den Abbruch der Beziehungen zum Teufel tauchten jedoch zu Beginn der siebziger Jahre in Kirchenkreisen Bedenken auf. Wenn der eine Partner im Prolog so still und leise verschwindet (vielleicht ein raffiniertes Ränkespiel?), könnte da nicht auch der andere wo-

möglich eines nicht so fernen Tages ... Kurz, am 15. November 1972 – rund achtundzwanzig Jahre vor Beginn des dritten Jahrtausends unserer Zeitrechnung – erfuhren die hoch erstaunten Teilnehmer einer Generalaudienz am Sitz der irdischen Stellvertretung, daß es den „Leibhaftigen“ nach wie vor leibhaftig gebe. Der Teufel kam also wieder ins Gespräch, und allzu Menschliches trat bald zutage.

Zunächst spürten es einige Theologen, die mit der Entmythologisierung des Schwarzen mit dem Pferdefuß endgültig von ihm Abschied nehmen wollten. Sie bekamen ein Verfahren vor den höchsten Glaubensrichtern der Stellvertretung. Dann tauchten in nicht wenigen Presseerzeugnissen der Stellvertretung Zahlen über vom „Teufel besessene Menschen“ auf. Allein für Italien wurden 10 000 angeführt. Und immer wieder ertönte die Warnung: Der Teufel lebt! Die Lautstärke nahm besonders vor den jüngsten Wahlen in Italien zu.

Nachrichten über praktizierende Exorzisten folgten. Das Konzil hatte zwar die Normen für Teufelsaustreibung gestrichen, aber die Vorschriften des „Rituale romanum“ von 1614 keineswegs aufgehoben. Tragische Ergebnisse wie jüngst in Klingenberg am Main (BRD) bewegten die Öffentlichkeit (siehe Wb 31/1976 „Austreibung eines Teufels“). Aber manches blieb hinter den Mauern der Klosterzellen und Wänden der Krankenzimmer verborgen – auf publicity ist die Stellvertretung in solchen Fällen auch heute nicht bedacht.

Andere, welche die Teufelskonjunktur zu nutzen begannen, dafür um so mehr.

Am Film „Der Exorzist“ wurden in den USA bisher 90 Millionen Dollar verdient. 200 Millionen gar werden aus dem Europavertrieb erwartet. In San Franzisko scheffelte der Gründer einer „Satanskirche“ mit einer Teufelsbibel Millionen. In New York wird nach vorsichtigen Schätzungen jährlich mindestens eine Million Dollar für Fledermausblut, Friedhofserde, getrocknete Kröten und anderen „Teufelsdreck“ ausgegeben. Sein Umsatz in der BRD wurde mit 30 000 Kilogramm jährlich beziffert. Die „Entwicklung der Marktsituation“ wird günstig beurteilt. Von 460 Schülerinnen und Schülern – beider Konfessionen – der Berufsschule einer oberfränkischen Kreisstadt bejahten im April 1976 bei einer Befragung 15,5 Prozent „uneingeschränkt“ die Existenz des Teufels. 40 Prozent machten einige Einschränkungen, werden aber zur potentiellen Kundschaft gerechnet.

Von anderer Art sind die Teufelsgeschäfte im Bankiergewerbe. Franz Xaver Ortner, einst Chef des Münchner Bankhauses Bansa KG, ließ sich vom Domkapitel einen Exorzisten kommen, der die Geschäftsräume von oben bis hinunter zu den Tresoren der Stahlkammer – Mephisto liebt ja Kellerluft – mit Weihrauch und anderen Vertreibungsmitteln behandelte. Es half nichts. 78 Millionen Spargelder holte „der Teufel“. Auf der Konkursversammlung wurde die betrügerische Pleite als „Teufelsblendwerk“ bezeichnet. Der zuständige Exorzist konnte nur einverstanden sein. Erstens hatte er kein Konto bei Bansa, und zweitens ist eben Mephisto oft noch raffinierter als die Exorzisten. Das beweist ja nur die Notwendigkeit,

ihn noch besser zu bekämpfen. Der Teufel, ob Satan, Luzifer oder Mephistopheles genannt, verfügt eben „über mörderische Schlaueheit“, so erfahren es die Teilnehmer der Generalaudienz 1972. „Er ist der verborgene Feind, der Verwirrung und Unglück in die Menschheitsgeschichte sät. Er ist der raffinierte Ränkeschmied und listige Zauberer, der sich in uns einzuschmeicheln versteht...“

Für wen das „leibhaftig“ zutrifft, wurde im einzelnen nicht gesagt. Es mag zur Charakterisierung beitragen, daß eine Zeitschrift fortschrittlicher Katholiken das Bild eines US-Rangers in Vietnam veröffentlichte, der eine erbeutete Madonnenfigur davonschleppte. Die Unterschrift lautete: „Kein Teufel ist dieser US-Soldat, aber er wurde vom Teufel Imperialismus zu Untaten verführt.“

Darüber, daß das unmenschliche Mittelalter in der Teufelskonjunktur wieder auferstanden ist, empören sich gegenwärtig auch Millionen Glaubensanhänger des Stellvertreters. Viele beginnen, über den gesellschaftlichen Standort der Teufelei nachzudenken. Die Regression, darf man optimistisch erwarten, kommt unausbleiblich.

Hacks und Wesker von Günther Cwojdrak

Das war der Theaterabschluß der Berliner Festtage, und es war kein schlechter Abschluß: im Gorki-Theater Unter den Linden Peter Hacks' Schauspiel „Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe“, in den Kammerspielen des Deutschen Theaters Arnold Weskers Stück „Tag für Tag“.

Um mit Hacks zu beginnen: dieses Schauspiel für eine Schauspielerin, das schon seit einiger Zeit in Dresden gespielt wird, hat es in sich. Ein solcher Stoff birgt Gefahren, mehr als genug; da könnte der Autor versucht sein, auf seinen Gegenstand Goethe mitsamt der Frau von Stein mit heutiger Überlegenheit herabzublicken; er könnte auch eine Neigung besitzen, zu diesen beiden Figuren nicht ohne Ehrfurcht aufzublicken. Hacks, dem es sicherlich eher an Ehrfurcht als an dem Bewußtsein eigener Überlegenheit mangelt, hat beide Gefahren zu vermeiden gewußt: er stellt sich seinen Figuren; da wird niemand abgekanzelt und nichts wird andachtsvoll bestaunt. Der Frau von Stein wird gegeben, was der Frau von Stein ist, und Goethe wird nichts vorenthalten, was Goethes ist. Das ist eine anregende, gescheite Art, sich klassischen Figuren, einem Genie gar, zu nähern – dieses Beispiel sollte nicht nur für die Goethezeit gelten.

Dann ist dieses Schauspiel für eine Schauspielerin einfach kunstvoll komponiert, vergleichbar einem klassischen Musikstück. Die fünf Bilder sind wie fünf Sätze; da wird neu eingesetzt, ein Motiv aufgenommen, eine Variation eingeführt, ein Thema in verändertem Tempo angeschlagen. Und nirgendwo sackt das ab, die emotionelle und intellektuelle Spannung dauern an, über zwei Stunden: das ist schwer zu machen und nicht leicht nachzumachen.

Es ist ein großes Stück für eine Schauspielerin, ein Stück auch für eine große Schauspielerin. Und Karin Gregorek, die unter der sorg-

sam ausgewogenen Regie von Wolfram Krempel die Frau von Stein spielt, die ihrem Gemahl, diesem ausgestopften Klotz, ihre Gedanken und Gefühle über einen Herrn von Goethe mitteilt, erweist sich als große Schauspielerin. Auch sie findet immer einen neuen Anlauf, sie läßt nicht nach, sie will es genau wissen, sie ist herb, beinahe preußisch-fontanisch; sie ist auch manchmal fast rührend hilflos – mußte sie sich ausgerechnet mit so einem wie Goethe einlassen, bei dem sich so wenig ausrechnen ließ?

★

In den Kammerspielen dann Weskers „Tag für Tag“, vor fast zwanzig Jahren geschrieben, aber alles andere als überholt: das Stück spielt, in der englischen Provinz, in einer Arbeiterfamilie, und es hat gewiß Gewicht über die englische Provinz hinaus. Wesker ist ein guter, genauer, ehrlicher Beobachter, er verschweigt nicht, in welchem Maße kleinbürgerliche Kriterien für diese Arbeiterfamilie, und nicht nur für sie, gelten – das ist jene Verbürgerlichung, auf die schon, vor hundert Jahren, Engels aufmerksam gemacht hatte.

Aber Wesker resigniert nicht in einer photographisch-naturalistischen Abbildung. Er sieht Bewegung auch dort, wo scheinbar Stillstand herrscht, und die Realität hat ihm, bei allen Einschränkungen, recht gegeben. Die junge Beatie Bryant versucht, aus dem kleinbürgerlichen Milieu und Muff ihrer Familie auszubrechen. Da ist die Verbindung zu Ronnie, der selbst nicht in Erscheinung tritt, aber Beaties Verhalten entscheidend beeinflußt: dieser Ronnie muß einer jener jungen, wachen Burschen sein, Arbeiter und Intellektueller, die dafür sorgen, daß nicht alles so bleibt, wie es ist.

Noch, in diesem Stück, hat es nicht ausgereicht; Beatie und Ronnie finden nicht zueinander, Ronnie schreibt einen Abschiedsbrief an Beatie, die er zu sehr in der Kleinbürgerlichkeit ihres Familienmilieus befangen glaubt. Und diese Kleinbürgerlichkeit ist sehr massiv; da ist es schwer, herauszukommen; Beatie jedenfalls hat einen Anfang gemacht.

Beatie ist Simone von Zglinicki: eine vorzügliche Wahl. Diese Beatie ist naiv, impulsiv, nachdenklich, sie bleibt nicht die, die sie ist: eine bedeutende schauspielerische Leistung. Und Lissy Tempelhof als Beaties Mutter: da ist die ganze Beharrlichkeit, Betulichkeit, die Ausdauer der Enge, nicht nur negativ; alles das macht Lissy Tempelhof sichtbar. Und Martin Trettau und Gabriele Heinz und Uwe Detlev Jessen und Gerhard Lau – das alles war sehr sorgfältig besetzt, wohlüberlegt.

Auch Horst Schönemanns Regie war wohlüberlegt, ungeheuer genau im Detail. In der Wohnküche zu Beginn sah man nicht nur die Bratpfanne auf dem Herd, man roch auch die Bratkartoffeln; das war bestimmt übertrieben, man mußte naturalistische Überbetonungen fürchten – zum Glück glättete sich das dann allmählich.

„Tag für Tag“ – ein sehenswertes Stück. Bekanntlich soll man den Tag nicht vor dem Abend loben, aber dies ist ein Tag, dem sicherlich ein lobenswerter Abend und ein frischer Morgen folgen wird.

Aus polnischer Sicht

von Mieczysław F. Rakowski (Warschau)

Wir geben hier in größeren Auszügen einen umfassenden Artikel wieder, der gleichzeitig in der führenden polnischen Wochenzeitung „Polytika“ erscheint. Der Verfasser, Chefredakteur des angesehenen Blattes, ist Mitglied des ZK der PVAP. – d. Red.

Der Aufbau des Sozialismus in der DDR wird noch in vielen Jahren eine beeindruckende Erscheinung in der Geschichte der Gegenwart Europas sein. 1949 begann die Republik beinahe mit dem Nichts. Ihre Lage war viel schlimmer als die der BRD. Die Gebiete östlich der Elbe waren im Vergleich zu Westdeutschland traditionell nicht so hochindustrialisiert. Dazu muß man die enorm großen Kriegsschäden und die späteren Entschädigungen rechnen. Erschwerend war weiterhin der Umstand, daß die DDR in zwölf Jahren durch die offene Grenze in Berlin Hunderttausende Spezialisten verloren hat. Man kann ermessen, um wieviel höher noch das Land entwickelt sein würde, wäre gleich zu Beginn eine richtige Grenze in Berlin geschaffen worden. Man muß sich darüber im klaren sein, daß von den sozialistischen Ländern Ost- und Mitteleuropas die DDR das einzige Land war, dem man so viele hochqualifizierte Kader gestohlen hat. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Lage eine bestimmte Kaderpolitik verlangte. Es ist kein Zufall, daß gerade die DDR den höchsten Anteil an berufstätigen Frauen aufweist. Es ist auch kein Zufall, daß man dort der Intensivierung der Arbeit so große Aufmerksamkeit widmet.

Heute hat die Deutsche Demokratische Republik ein Niveau der wirtschaftlichen Entwicklung erreicht, das ihr einen Platz unter den zehn führenden Industrieländern der Welt einräumt. Viele Industriezweige produzieren Erzeugnisse von höchster Qualität, die in der ganzen Welt gefragt sind. Ein Maßstab für die Anerkennung der DDR in der Welt ist beispielsweise die Leipziger Messe. Betrachten wir nur einmal die chemische Industrie, so ist zu vermerken, daß auch größte kapitalistische Konzerne wie Du Pont aus den USA, ICI aus Großbritannien, Montedison aus Italien, Ciba-Geigy aus der Schweiz, Hoechst, BASF und Bayer aus der BRD und viele andere in Leipzig ausstellten. Die Industrieproduktion aus der DDR wird auch in den sozialistischen Ländern sehr hoch geschätzt. Gerade während meines jüngsten Aufenthaltes in der DDR hat die Presse ausführlich über die Zeiss-Kamera MKF 6, die an Bord des sowjetischen Raumschiffes Sojus 22 installiert war, berichtet. Diese Nachricht regte mich dazu an, über die Rolle der DDR unter den Staaten Ost- und Mitteleuropas nachzudenken.

Als die Deutsche Demokratische Republik ihre Beziehungen zur UdSSR, zur CSSR und zu Polen entwickelte, stieß sie zunächst auf große Vorurteile und starke Abneigung der Völker den Deutschen gegenüber. Die DDR übernahm die schwere Aufgabe, das Bild des Deutschen zu korrigieren, das im Bewußtsein der Völker der er-

wählten Länder dominierte. Sie hat auf ihrem Gebiet den einst guten Ruf der deutschen Sprache und Kultur wie auch der technischen Leistungsfähigkeit wiederhergestellt.

Beleuchten wir einige ökonomische Probleme: Zu den größten Errungenschaften der DDR gehört die gänzlich kollektivierte Landwirtschaft. 1975 gab es in der Landwirtschaft der DDR 841 000 Beschäftigte (die Bevölkerung der DDR betrug im ersten Halbjahr 1975 16 850 000 Menschen), die Erträge je Hektar betrugen: bei Weizen 39,7 Dezitonnen, bei Roggen 26,4, bei Gerste 39,6 und bei Hafer 32,0 Dezitonnen. Die Landwirtschaft der DDR ist heute ein moderner, leistungsfähiger Bereich der Volkswirtschaft, sie ist in hohem Maße mechanisiert: 1975 kam auf 42 Hektar der Nutzfläche ein Traktor.

Auch in der Produktion der Grundnahrungsmittel ist dieses Land stark. Sogar die diesjährige Dürreperiode verursachte, wie man mir versicherte, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Der Markt ist gut mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen versorgt, man spürt keine Unsicherheit der Käufer — im Gegenteil, überall spürt man das Gefühl der Stabilität. In der DDR sind die Preise für Grundnahrungsmittel seit Jahren stabil. In letzter Zeit lohnt es sich für Besucher aus der BRD sogar, Kartoffeln in der DDR zu kaufen, weil sie hier billiger sind.

Besonderes Interesse zeigen Parteiführung und Regierung der DDR für die Sozialpolitik. Mein Gesprächspartner (Reginald Grimmer, Sekretär der Bezirksleitung Berlin der SED — d. Red.) brachte das folgendermaßen zum Ausdruck: Wir halten die Auseinandersetzung mit der BRD auf dem Gebiet des Lebensstandards keineswegs für unwichtig, unser Hauptinteresse jedoch konzentrieren wir auf den Beweis dafür, daß unsere Gesellschaft gerecht ist und allen Menschen soziale Sicherheit gewährleistet. Dieses Prinzip betrachten die Genossen aus der DDR als ein heiliges Gesetz. Es wird konsequent realisiert. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte vermittelt die DDR den Menschen dieses Gefühl sozialer Sicherheit. Es ist einer der wichtigsten Faktoren, die die DDR-Bürger mit ihrem Staat verbinden.

Im Mai 1976 legte der gemeinsame Beschluß des Zentralkomitees der SED, des Ministerrates der DDR und des Bundesvorstandes des FDGB weitere Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Bevölkerung für die Jahre 1976 bis 1980 fest. Dieser Beschluß bestätigte, daß das Kernstück der Sozialpolitik weiterhin der Wohnungsbau ist. In der genannten Zeit wird man 750 000 Wohnungen neu bauen oder modernisieren.

Die Modernisierung der Wohnungen ist eines der interessantesten Vorhaben. In vielen Städten der DDR gibt es zahlreiche Häuser, die um die Jahrhundertwende gebaut worden sind — häßlich, ohne Badezimmer, ohne WC. In diesen Häusern wohnte das deutsche Proletariat. Die Modernisierung dieser alten Wohnsubstanz heißt nun nicht nur, den Fassaden neue Farbe zu geben, sondern die Wohnungen von Grund auf umzubauen. Dieses Programm bedarf vieler Arbeitskräfte und hoher finanzieller Aufwendungen. Dabei muß man auch Schwierigkeiten wie die zeitweilige Umquartierung der Be-

wohner der zur Modernisierung vorgesehenen Wohnungen überwinden. Aber nach dem Umbau! Man erzählte mir, daß man die Leute um die modernisierten Wohnungen beneide. Manche Besitzer von Neubauwohnungen würden gern mit ihnen tauschen. Ich muß jedoch erwähnen, daß die neuen, ähnlich unseren in Großplattenbauweise errichteten Siedlungen sehr gut sind.

Ein Element des ökonomischen Wachstums der DDR ist die Stabilität der Preise für den Einzelhandel, für Mieten und Dienstleistungen. Diese Stabilität zu gewährleisten, ist keine leichte Aufgabe. Sie auch in Zukunft zu lösen, ist nur durch die weitere Steigerung der Arbeitsproduktivität möglich.

Besondere Aufmerksamkeit gilt den Rentnern. 19,7 Prozent der Bevölkerung, das heißt 3 321 548 Menschen in der DDR sind Rentner, zwei Drittel davon arbeiten nach Erreichen des Rentenalters weiter. Natürlich führen sie nur solche Arbeiten aus, die ihnen Gesundheit und körperlicher Zustand erlauben. Das Fürsorge-System für die alten Leute umfaßt sehr viele Aspekte. In jedem neuerrichteten Wohnviertel baut man auch Feierabendheime für die alten Leute, die nicht allein oder mit ihren Kindern wohnen wollen oder können. Ich habe solch ein Heim besucht. Sowohl die Bedingungen als auch die Organisation der Heime verdienen höchste Anerkennung.

Die Sozialpolitik betrifft auch die Arbeitszeitregelung. Die DDR begann mit der schrittweisen Einführung der 40-Stunden-Woche bei Beibehaltung der Fünftage-Arbeitswoche.

Die Deutsche Demokratische Republik ist ein Staat, der auf festem Boden steht und mutig schwere Probleme der Gegenwart, dazu in sehr komplizierter Situation, zu lösen versucht – erfolgreich und mit großem Vorteil für die Bevölkerung.

Hast du Domochim im Haus . . .

von Malte Splettstößer

Bei den alten Römern, liest man, sei es weit verbreitet gewesen, aus „Frauenhaar“, einer Art Farnkraut, das mit Wein und Selleriesamen gekocht und danach mit Öl vermengt wurde, ein Gemisch zur Pflege des Haares herzustellen. Und um unangenehmen Körpergeruch zu beseitigen, habe man nur einen Trunk aus Scolmus-Wurzeln, einer Artischockenart, zu sich nehmen müssen, allerdings auf nüchternen Magen.

So einfach war das damals mit den Kosmetika. Die alten Römer – das muß ihnen der Neid lassen – wußten sich zu helfen. Aber auch unsere Bemühungen heute, den Bedarf an Kosmetika und chemischen Erzeugnissen für den Haushalt immer besser zu befriedigen, können sich sehen lassen. Sie reichen jetzt sogar über Ländergrenzen. Seit kurzer Zeit findet man in Geschäften zwischen Rostock und Suhl unter der Vielzahl dieser Erzeugnisse einige, die mit einem Symbol gekennzeichnet sind und in deutscher und russischer Sprache die Aufschrift „Domochim“ tragen.

Domochim ist eine internationale ökonomische Vereinigung der UdSSR und der DDR, zu der die Betriebe der sowjetischen Allunionsvereinigung Sojusbytchim und der Vereinigung Volkseigener Betriebe Leichtchemie der DDR mit insgesamt 45 000 Werktätigen gehören. Die Gründung von Domochim beruht auf einem Beschluß, den die Paritätische Regierungskommission für wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und der DDR auf ihrer 16. Tagung im September 1974 faßte.

Die Möglichkeiten, die sich aus dieser engen Partnerschaft ergeben, sollen nun noch wirkungsvoller als bisher genutzt werden. Solche gemeinsamen Wirtschaftsorganisationen haben sich in den letzten Jahren als eine äußerst effektive Form der Zusammenarbeit erwiesen. Das Zusammenwirken beginnt bereits bei der Planung und Koordinierung der Forschung, setzt sich über eine weitgehende Spezialisierung und Kooperation in der Produktion fort und geht bis hin zum Absatz, also zur Organisation der gegenseitigen Lieferungen. Die Leitung von Domochim liegt in den Händen des Rates der Vereinigung, der sich paritätisch aus Vertretern unserer VVB Leichtchemie und der sowjetischen Allunionsvereinigung Sojusbytchim sowie der Außen- und Binnenhandelsorgane unserer beiden Länder zusammensetzt.

Bedenkt man, daß Domochim gerade erst zwei Jahre besteht, also durchaus noch in den Anfängen steckt, so ist es, finde ich, überaus beachtlich, was schon an ersten gemeinsamen Arbeitsergebnissen vorliegt. Generaldirektor Dr. Baldowski von unserer VVB Leichtchemie sprach auf der jüngsten Leipziger Herbstmesse von den Domochim-Erzeugnissen, die es bereits im Handel gibt. Sie sind das Ergebnis gemeinsamer Entwicklung, die Herstellung in beiden Ländern erfolgt nach gleichen Rezepturen, und auch die Aufmachung ist hier wie dort gleich. Nun will ich hier nicht alle neuen Erzeugnisse aufzählen, aber vielleicht kennen Sie bereits die bunten Haarspray-Flaschen mit den aufgedruckten Buchstaben „n“, „t“ und „f“ oder „toilex-spray“.

Das alles ist schon Domochim – und noch weit mehr. Immerhin umfaßt das Produktionsprogramm in den Betrieben beider Länder, die zur Vereinigung gehören, rund dreihundert Erzeugnisse. Da leuchtet ein, daß sich große Möglichkeiten für eine sinnvolle Spezialisierung und Kooperation ergeben. So wird sich die DDR im Rahmen der bereits vorhandenen Produktion zum Beispiel auf die Herstellung von Weichspülern und Schuhpflegemitteln spezialisieren, während sich die sowjetischen Betriebe auf andere Bereiche, beispielsweise auf die Produktion von Fleckentfernern aller Art konzentrieren. Wenn für die Jahre 1976 bis 1980 gegenseitige Lieferungen von chemischen Erzeugnissen für den Haushalt zwischen der UdSSR und der DDR in Höhe von etwa 150 Millionen transferablen Rubeln vorgesehen sind, so umfassen die Spezialisierungs- und Kooperationsmaßnahmen davon bereits 60 Millionen. Und noch eine interessante Information über ein Resultat bisherigen Zusammenwirkens, das zugleich auf eine sehr nützliche und zukunftsreiche Form der

Partnerschaft hindeutet: es sind Rationalisierungsbrigaden, die bereits in Betrieben der Waschmittelproduktion und der Herstellung von Spray-Erzeugnissen tätig waren. Diese Kollektive, der Spezialisten aus der Sowjetunion und der DDR angehören, studieren in gleichgelagerten Betrieben beider Länder den Produktionsablauf, die Technologie sowie manches andere, und machen dann das jeweils Beste auch für den Partner nutzbar.

Was haben wir künftig von Domochim zu erwarten? Die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit wird sich weiter vertiefen, einmal durch eine Koordinierung der Forschungen, zum anderen durch eine Arbeitsteilung und nicht zuletzt durch die Entwicklung neuer Erzeugnisse. Die Produktion beider Länder wird gemeinsam geplant. Man will vor allem auch durch eine noch weitergehende Spezialisierung und Kooperation die vorhandenen Produktionskapazitäten in unseren Ländern voll ausschöpfen. Schließlich möchte ich jene gerade genannte Form der Zusammenarbeit nicht vergessen, nämlich über gemeinsame Rationalisierungsbrigaden den gegenseitigen Erfahrungsaustausch zu einer regelmäßigen Einrichtung zu machen.

Was wir ganz unmittelbar und spürbar von Domochim zu erwarten haben, das erfuhr ich von Dr. Baldowski. Noch in diesem Jahr werden sechs neue, gemeinsame Erzeugnisse auf den Markt kommen. Der Vollständigkeit halber hier die Fakten: Es wird sich um ein Körperdeodorant handeln, um Sprays zur Plastreinigung, zur Motorreinigung, für den Chromschutz, um ein Anti-Beschlag-Spray, um eine Emulsions-Schuhcreme in elf Farbtönen. Also, eine Bereicherung des Angebots an modernen chemischen Erzeugnissen für den täglichen Bedarf. Ebenfalls noch für dieses Jahr kündigte Dr. Baldowski die Einrichtung erster Spezialgeschäfte von Domochim an, und zwar zunächst in den Hauptstädten, in Moskau und Berlin. Dort werden alle neuen Erzeugnisse von Domochim angeboten, aber auch die anderen Produkte der zur Vereinigung gehörenden Betriebe unserer Länder. Zu den Aufgaben dieser Spezialgeschäfte gehören auch die Meinungs- und Bedarfsforschung.

So wird mit Domochim die langjährige erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und der DDR auch in der chemischen Industrie kontinuierlich fortgesetzt — ich will aus der langen Kette hier nur die Zusammenarbeit beim Aufbau einer leistungsfähigen Petrolchemie nennen, die Entwicklung neuer Verfahren, zum Beispiel für Chemiefasern und Hochdruckpolyäthylen, die gemeinsame Wirtschaftsorganisation ASSO FOTO für die Produktion fotochemischer Erzeugnisse — also Filme und Magnetbänder —, die bereits seit 1973 erfolgreich arbeitet. Domochim ist ein neues Glied in dieser Kette. Es wird helfen, die Produktion chemischer Erzeugnisse für den Haushalt in unseren beiden Ländern schneller zu steigern, ein breiteres Sortiment überall anbieten zu können, mit immer besseren Gebrauchseigenschaften, vor allem zeitsparenden, und natürlich in guter Qualität. Domochim ist ein Stück Integration, sichtbar auf dem Ladentisch und spürbar im Haushalt.

Beethoven und eine glückliche Ehe

von Peter Ahrens

Künstler-Filmen bringt man erst einmal viel aus bösen Erfahrungen gewachsene Skepsis entgegen. Man kennt die biografischen Sujets, die so idyllisch beginnen und tragikummwittert enden, die sturmgepeitschten, gewitterschwangeren oder sonnenverklärten künstlerischen Schöpfungsakte auf der Leinwand, die melodramatischen privat-intimen Garnierungen: die großen Ausnahmemenschen, zurechtgestutzt für den kleinbürgerlichen Hausgebrauch.

Nun also Beethoven. Und das Wunder geschieht – schon bei den ersten Filmmetern wird klar, daß es hier um grundsätzlich anderes geht als gefällig erhebende Aufbereitung der Biografie eines Genies. Ebenso schnell wird klar, daß hier ein anderes Zuschauen gefordert und erzeugt wird. Das „Wunder“ hat eine einfache Erklärung. Der Dichter Günter Kunert und der Regisseur Horst Seemann sehen Beethoven nicht als Filmhelden seiner eigenen Biografie, sondern als Partner einer Auseinandersetzung, die sie selbst bewegt, sie negieren das Genre des historisch-biografischen Films, sie schufen einen Problemfilm.

Die dynamische, kluge und aufregende Expositionsmontage (Uraufführung von Beethovens „Wellingtons Sieg oder Die Schlacht bei Vittoria“, 1813 – farbige Schlachtordnung – enthusiastisches Konzertpublikum – sterbende Soldaten – jubelnder Beifall) öffnet Blick, Sinne und Denken für alle Probleme, um die es in jedem der folgenden, jeweils mit einem stehenden Bild und Schrifttitel beginnenden „Kapitel“ geht: den Bezug von Kunst zur Wirklichkeit, die schmerzhaft intensive und widersprüchliche Beziehung des Künstlers zu seiner Zeit und Gesellschaft, die Gewalt und die Fragwürdigkeiten der künstlerischen Wirkung bei Mit- und Nachwelt, das Glück der Übereinstimmung und die Tragik der Einsamkeit. Suggestivkraft des Bildes und Gedankenschärfe der Montageabfolge sind hier glücklich miteinander verbunden.

Dieser mitreißenden Exposition entspricht ein bewegender Schluß: Der fünfzigjährige Beethoven, der mit einem spärlich beladenen Möbelkarren in eine neue, die vierte Wohnung in Wien umzieht, ist plötzlich von Autos und modernen Häusern umgeben, sinnend, verschlossen, ungebeugt wandelt er da durchs Zentrum Berlins, ist „unter uns“. Horst Seemann und seinem im ganzen Film ausgezeichneten Kameramann Otto Hanisch gelingt es, Kunerts Gedanken klar und einfach umzusetzen. Was leicht Gag, anachronistisches Mätzchen oder peinliche Apotheose („Er ist unser!“) hätte werden können, wird hier zur Frage an jeden Zuschauer, zur Aufgabe, die immer neu gestellt und nie endgültig gelöst wird. Ein schöneres Bild für Aufhebung, Aneignung des „Erbes“ als tägliche Arbeit, hier und jetzt, kann ich mir kaum denken.

Es ist nicht möglich und wenig sinnvoll, die einzelnen Kapitel zu beschreiben, ihre Problematik zu interpretieren. Gewiß sind nicht alle von Substanz oder Inszenierung her gleichwertig. Manches Anekdotische erscheint austauschbar, an wenigen Stellen ist es schwer, zu folgen (Verhaftung und Befreiung des Neffen Karl), die Szenen zwischen Beethoven und Josephine, in denen Kunert den Konflikt zwischen leidenschaftlicher Liebe und Angst vor Bindungen konzentriert, sind mehr von Atmosphäre und Gemüt als von charakteristischer Prägnanz und Erotik bestimmt, der Metternich-Szene hätte weniger Ironie und mehr Schärfe und Gefährlichkeit gut getan.

Aber mit wieviel Respekt und spürbarer Übereinstimmung hat der Regisseur das Wesen der einzelnen Problem-Kapitel erfaßt, die Szenen auf den Gedanken hin komponiert, ohne in steril-prätentöse Rhetorik zu verfallen! Horst Seemanns Sinn für emotionale Wirkungen und deren legitime Funktion bewährt sich im Umgang mit dem dichterischen Text Günter Kunerts auf glückliche Weise. Nicht unerwähnt bleiben darf hier Seemanns kluge und feinfühligte Auswahl Beethovenscher Musik, deren Einsatz die dramaturgische Komposition des Films und seine geistige wie emotionale Wirkung wesentlich bestimmt. Verweisen muß ich auf die Arbeit des Architekten Hans Poppe und der Kostümbildnerin Inge Kistner: hier wird nicht in Historie als Exotik gemacht, sondern Wiener Milieu um 1815 unaufdringlich, aber genau vermittelt.

Donatas Banionis ist Beethoven, das heißt der Beethoven dieses Films. Die schöne Identifikation seines Spiels ist nicht „Hineinkriechen“ in eine nicht erreichbare historische Gestalt, sondern Herausholen aller eigenen Beziehung, Nähe, Verwandtschaft und Vertrautheit mit den Situationen, Schmerzen, Freuden, Problemen der künstlerischen Gestalt. Was da zu sehen ist, ist eine erstaunliche „Doppel-Figur“: die Persönlichkeit Banionis' bleibt immer gegenwärtig, ohne sich allerdings je vorzudrängen, auszustellen. Sein Beethoven ist so immer ganz nahe – übrigens eine Voraussetzung für die so wichtige Schlußlösung!

Alle anderen Gestalten haben episodische Funktionen. Es zeugt für die Qualität der Schauspieler und die Gründlichkeit der Regie, daß überall mit klarer Zeichnung überzeugende Figuren gespielt werden: zum Beispiel Rolf Hoppe und Günter Rüter aus dem Freundeskreis, Stefan Lisewski und Hans Teuscher als Brüder, Fred Delmaire rührend geschäftstüchtiger und gefährlich bornierter Kunst-Kapitalist Mälzel, Renate Richter als Josephine und Marita Böhme als Sängerin, Erika Pelikowsky und Katja Paryla als Haushälterinnen, Eberhard Esche als skeptischer Verehrer, vorsichtiger Demokrat und Sekretarius.

Es war eine glückliche Stunde, als in Babelsberg die „Ehe“ zwischen dem Dichter Günter Kunert und dem Regisseur Horst Seemann geschlossen wurde; es wäre schön, wenn der „Beethoven“-Film nicht ihre einzige gemeinsame Arbeit bliebe. Es gibt in der DEFA-Geschichte nicht viele Beispiele, die so schlagartig und überzeugend eine produktive schöpferische Partnerschaft ausweisen.

„Operettenstaat“ Transkei

von Peter Spacek

An äußerlichen Attributen einer „Staatsgründung“ hatte es wahrlich nicht gefehlt: Von den Böllerschüssen über die Hymne bis zur Flaggenhissung gab es so ziemlich alles, als am 26. Oktober die „Republik Transkei“ aus der Größe der Schweiz regieren nun tatsächlich Schwarze über Schwarze. Das Staatsoberhaupt, Häuptling Kaiser Matanzima, bezieht in seiner Hauptstadt Umtata eine Villenresidenz mit Swimmingpool – wie sonst nur die weißen Herren. Doch selbst naive Gemüter lassen sich wohl kaum einreden, daß damit zu den 49 unabhängigen afrikanischen Staaten etwa der fünfzigste hinzugekommen sei.

Gewiß: Ohne Rücksicht auf die eigenen Gesetze über „Rassenschande“ schüttelte Apartheid-Chef Vorster afrikanischen Würdenträgern die Hände und lächelte mit ihnen in die Kameras. Auf diesem Stück Land von der Größe der Schweiz regieren nun tatsächlich Schwarze über Schwarze. Das Staatsoberhaupt, Häuptling Kaiser Matanzima, bezieht in seiner Hauptstadt Umtata eine Villenresidenz mit Swimmingpool – wie sonst nur die weißen Herren. Doch selbst naive Gemüter lassen sich wohl kaum einreden, daß damit zu den 49 unabhängigen afrikanischen Staaten etwa der fünfzigste hinzugekommen sei.

Die pompöse Zeremonie steht nicht nur in einem gespenstischen Kontrast zu dem, wie im Apartheid-Staat ansonsten mit Afrikanern umgegangen wird. Sie kann auch nicht darüber hinwegtäuschen, worum es in Wirklichkeit geht. Unter dem Druck der Ereignisse greift das Regime in seinem Kampf ums Überleben zu einer doppelgleisigen Taktik. Das eine ist der bis zum äußersten verschärfte Terror, für den Soweto in aller Welt zum Symbol geworden ist. Das andere sind demagogische Manöver wie eben das Kreieren solcher Operettenstaaten.

Denn der „unabhängigen“ Transkei sollen noch weitere derartige Gebilde folgen. In der Apartheid-Terminologie heißen sie „Bantu-Homelands“ – also Afrikaner-Heimatländer – kurz Bantustans. Die Angaben differieren, aber insgesamt ist an die Bildung von acht bis zehn solcher Mini-Staaten gedacht – alle nach außen hin unabhängig, unter der Herrschaft irgendwelcher korrumpierter Stammeshäuptlinge. Nach dem alten Kolonialprinzip „Teile und Herrsche“ hätte dann jeder größere Stamm seine eigene „Republik“: die Xhosa die Transkei, die Tswana Bophuthatswana, die Zulu Kwazulu usw. Das gerade in Südafrika schon weit überwundene Stammesdenken würde so im Interesse des Regimes geradezu zementiert. Dabei ist die Transkei noch mit Abstand das größte Territorium. Alles andere sind weit verstreute Schnipselchen, Enklaven mitten in dem von Weißen beherrschten Südafrika, von denen nicht einmal jede einzelne ein zusammenhängendes Gebiet bildet. Auf der Landkarte sieht das so aus, als hätte jemand mit einem klecksenden Federhalter hantiert.

¹⁾ siehe auch Wb 17/1976: „Südafrikas Aktien fallen“ von Siegbert Kahn und Wb 38/1976: „Apartheid unter wachsendem Druck“ von Peter Spacek

Damit nun bei diesem Schmierentheater wirklich nichts schiefgehen kann, reduziert sich die „Unabhängigkeit“ auf eine Art innere Selbstverwaltung, die für die Herrschenden in Pretoria noch den Vorteil hat, daß sie eine ganze Reihe von Sorgen loswerden. Durch die entstehende afrikanische Verwaltungsbürokratie, auch durch eine – freilich beschränkte – wirtschaftliche Entwicklung soll sich eine schwarze Klein- und Mittelbourgeoisie herausbilden, die dann die Geschäfte der Rassisten besorgt und bei revolutionären Bestrebungen als Prellbock dient. Kaiser Matanzima ließ schon vorsorglich seine Opponenten verhaften, ehe er Wahlen für sein Hausparlament ausschrieb.

Wobei die Möglichkeiten, im Rahmen der Bantustans einen echten Wandel zu erzwingen, ohnehin gleich Null sind. Denn stärker noch als die eingebauten Sicherungen in der staatsrechtlichen Konstruktion wiegen die ökonomischen Faktoren: Diese afrikanischen Zwergstaaten sind für sich nicht lebensfähig. Nach dem Landverteilungsgesetz aus dem Jahre 1913 sind der weißen Minderheit 87 Prozent des gesamten Bodens vorbehalten, darunter die landwirtschaftlich ergiebigen und an Bodenschätzen reichen Flächen. Die 13 Prozent, die für die 17 Millionen Afrikaner (70 Prozent der Bevölkerung) und damit für die Bantustans bleiben, sind größtenteils Dürregebiete. In der Transkei sind 70 Prozent der Fläche von Erosion betroffen. So bleiben die Bantustans als ein Reservat für billige Arbeitskräfte den Rassisten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Der feinsinnige Unterschied besteht dann lediglich darin, daß die Bergleute in den Johannesburger Goldgruben und die anderen Arbeitssklaven zeitweilig beschäftigte „ausländische Gastarbeiter“ werden, deren Status auch optisch den Eindruck eines „reinweißen“ Südafrika unterstreichen soll.

Das Vorster-Regime nimmt sicher an, es habe mit dieser Konstruktion das Ei des Kolumbus gefunden. Zweifellos wird es sein Konzept unter allen Umständen durchzusetzen versuchen. Die großformatigen Anzeigen, die jüngst in allen maßgebenden BRD-Blättern die „Republik Transkei“ als eine investitionswürdige Oase der Stabilität inmitten des unruhigen Afrika priesen, deuten auch auf die Schützenhilfe, die es dabei von außerhalb gibt.

Doch so, wie der Widerstandskampf generell in Südafrika wächst, nimmt er auch gegen die Bantustan-Politik als einen der Eckpfeiler der Apartheid zu. Eine böse Überraschung erlebten die Herrschenden in Pretoria jetzt sogar durch jene, denen sie die Rolle der Marionetten zugesacht hatten. Während des Höhepunkts der Kämpfe in Soweto und Kapstadt stellten sich unter dem Druck ihrer Landsleute sieben von neun der auserkorenen Bantustan-Chefs gegen diese Aufspaltungsversuche und solidarisierten sich mit den verfolgten Widerstandskämpfern. So viel Aufwand das Vorster-Regime mit seiner Inszenierung noch treiben mag – es dürfte kaum jemanden geben, der dieses Theater nicht durchschaut.²⁾

2) Inzwischen hat auch die XXXI. UNO-Vollversammlung nahezu einmütig in einer Resolution die „Unabhängigkeit“ des Bantustans Transkei für rechtungültig erklärt. – d. Red.

Marc Chagall, vielblumig von Lothar Lang

Dresden hat einen neuen Publikumsmagneten: Marc Chagall im Albertinum. Es ist zwar nicht die erste Ausstellung mit Werken dieses Meisters bei uns, wohl aber die umfangreichere und schönste – 1964 sahen wir in der Berliner Parochialkirche, in der Kreuzkirche zu Dresden und in der Domkapelle von Güstrow Drucke zur Bibel. Die gegenwärtige Ausstellung, die ab 1. Dezember vom Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin übernommen werden wird, vereint um eine kleine Gruppe von Unikaten (Gemälde, Gouaches, Zeichnungen, Bildteppich – insgesamt nicht mehr als zehn Titel) das druckgraphische Werk mit rund zweihundert Arbeiten, zeigt also ungefähr ein Fünftel des graphischen Œuvres.

Die Auswahl setzt mit den Radierungen „Mein Leben“ ein, die 1922 im Auftrage von Paul Cassirer entstanden sind, bietet aus dem Radierwerk zu Gogols „Die toten Seelen“ (1923–1927) eine kleine, aber charakteristische Suite, die von der Bibliothèque Nationale Paris ausgeliehen wurde; gibt sodann einen Einblick in andere, wesentliche Folgen (Fabeln des La Fontaine, 1927–1930; Die Bibel, 1931–1939) und fächert sich mit dem in den fünfziger Jahren einsetzenden lithographischen Spätwerk auf, das in imponierender Dimension ausgestellt ist.

Mit dem Aufbau der Ausstellung, die Werner Schmidt, dem Direktor des Dresdener Kupferstichkabinetts, zu danken ist, gelang wieder ein anregendes Beispiel kultivierter und didaktisch überlegter Kunst-Präsentation.

Eröffnet wird mit konzentrierten, knappen Hinweisen auf Herkunft und Anregungen, die darauf aufmerksam machen, daß auch Chagalls Kunst nicht vom Himmel gefallen ist. Die Seitenverkehrung, die Drastik der Sprache, die Leute auf den Dächern, die Fiedler... sie finden sich ausnahmslos bereits auf den russischen Volksbilderbogen, und sie machen deutlich, wie tief Chagalls Themen und Motive in der Folklore verwurzelt sind. Andererseits wird nachgewiesen, wie fest Chagall mit den neuen Strömungen der russischen Kunst zur Zeit der Oktoberrevolution verknüpft gewesen ist; Tatlin, Gontscharowa, Burljuk, El Lissitzky gehören zu den Zeugen, die diese Ausstellung aufruft. Chagalls Biographie wird weiterhin mit Fotodokumenten, Katalogen etc. belegt, auch der (schnell vergriffene) Ausstellungskatalog hält mit seinen Beiträgen (Werner Schmidt: Chagall und Berlin; Fritz Löffler: Chagalls Werke in Dresden) Erkenntnishilfen bereit.

Höhepunkte der Ausstellung sind das Radierwerk der zwanziger Jahre, insbesondere die Arbeiten zu den „Toten Seelen“, und die Farblithographien der Spätzeit, in denen stilistisch zur freien lyrischen Metapher eine schwingende, entmaterialisiert wirkende, heitere Farbe von unglaublicher Schönheit hinzutritt. Die beiden geo-

graphischen Pole dieses reichen Lebens, Witebsk und Paris, bleiben fast immer sichtbar, zumal die Kindheit ist allgegenwärtig.

Die Radierungen zu Gogols „Toten Seelen“ eröffnen eine kleine Reihe von graphischen Folgen zur Literatur, der sich Chagall ganz frei näherte. Das Werk der zwanziger Jahre, zu dem diese Radierungen gehören, ist ernster als das späte Werk. Doch gilt auch dafür das poetisierende und fabulierende Element, das für den Künstler charakteristisch ist. Kein anderer hat mit Phantasie- und Traumbildern einen so selbstverständlichen (und tiefenpsychologisch unbeschwer-ten) Umgang gepflegt wie Chagall. Niemals hat sich jemand an dem geigespielenden Esel, an geflügelten roten und kobaltblauen Tieren, an schwebenden Liebespaaren gestört – schon 1911 sprach der Dichter Apollinaire angesichts solcher Kunst von „surnatureller“ (also nicht von surrealistischer!), mithin „übersinnlicher“ Malerei. Gemeint waren jene Bildordnungen, die jeden Gegenstand und jede Figur in das Reich der Phantasie heben, in der Marc Chagall wie ein Zaubermeister zu regieren scheint. Ist auch das Ganze von betörender Irrealität, die Details stimmen meist verblüffend, ja sie behalten, wenn das Auge in den Bildern liest, die Oberhand, sie machen, wie Louis Aragon 1958 in den „Lettres Françaises“ schrieb, den „eigentümlich chagallschen Traumcharakter“ aus.

Jeder Saal des Albertinum in Dresden enthält Meisterliches, dennoch war für mich die Ausdruckssteigerung in den Farblithographien der sechziger und siebziger Jahre (die letzten Blätter stammen aus diesem Jahre, 1976!) die große Überraschung.

„Vielblumig“, ein Blatt von 1974, gibt ein Schlüsselwort in die Hand: heiterste und eleganteste Bildfindungen gehen einher mit delikater und lichter Koloristik. Die Druckqualität (bis zu zehn Farben im Überdruck) ist wohl nur schwerlich zu überbieten. Freilich ist die Auflage dieser Meisterblätter durchaus nicht hoch, das Qualitätsgefälle hinab zu den (begehrten) unsignierten Massendrucken (meist Reproduktionsgraphik nach Gouaches oder Pinselzeichnungen) bleibt unübersehbar.

Marc Chagall, der populärste unter den Großen der bildenden Kunst dieses Jahrhunderts, ist gerade durch seine Druckgraphik populär geworden. Sie in Dresden (und alsbald auch in Berlin) in so hervorragender Qualität versammelt zu sehen, bedeutet eine ganz außerordentliche Bereicherung des kulturellen Austausches. Auch grenzt es fast ans Wunderbare, das Werk des heute hochbetagten Meisters (Chagall wurde 1887 in Witebsk geboren) so ohne Aufenthalt und ohne Symptome einer Ermüdung sich entwickeln zu sehen. Die Publikumswirksamkeit mag sich zu einem Teil daraus erklären. Wichtiger scheint mir jedoch, daß wir hier einer Kunst gegenüber-treten, in der sich die Phantasie in ihrer zwingenden Form- und Farbkraft wie im Märchen oder in der Legende ungehindert und unbekümmert zu einer versponnenen, heiteren, ja mitunter süßen Poesie entfaltet, die leise und zärtlich an die Herzen rührt und dadurch das Glück des Menschen mehrt. Das eben kann nur Chagall.

Drohungen der Torys

von Gordon Schaffer (London)

Drei Dinge beschäftigten in den letzten Wochen die Briten vor allem: der Parteitag der Labour Party, der Parteitag der Konservativen sowie das Eingeständnis, daß der Internationale Währungsfonds das Pfund nur dann stützen wird, wenn der Lebensstandard drastisch herabgesetzt wird. Die Labour-Konferenz offenbarte erneut den Abgrund, der sich zwischen Labour-Regierung und Labour-Bewegung auftut. Während die Regierung versucht, den Kapitalismus funktionstüchtig zu machen, verlangt die Mehrzahl der Gewerkschaften, fordern die Exekutive der Labour Party und die Konferenz-delegierten Maßnahmen, die den einheimischen und den ausländischen Finanzmagnaten und Monopolisten Fesseln anlegen. Dem widersprechen die Bedingungen des Internationalen Währungsfonds, dessen hoher Zinssatz, der höchste in unserer Geschichte, die Lebenshaltungskosten in die Höhe treiben und noch mehr Arbeitslosigkeit schaffen muß.

Auf der Konferenz der Konservativen wurde unumwunden erklärt, daß die gegenwärtige Parteiführung alle Eingriffe in Macht und Privilegien der Herrschenden wieder abbauen wird, sollte sie im nächsten Parlament eine Mehrheit erringen, also Rückkehr zu einem System der Volksbildung, das den Sprößlingen der Zahlungskräftigen das Beste vorbehält, bevorzugte ärztliche Betreuung der Begüterten, dagegen geringere Mittel für den allgemeinen Gesundheitsdienst, auf der nahezu die gesamte übrige Bevölkerung angewiesen ist. Das ist noch nicht alles. Die Konservativen verkündeten ihre Absicht, alle Gesetze früherer Regierungen wieder abzuschaffen, die die Rechte der sogenannten freien Wirtschaft einschränkten. Das wäre dann das Ende der ohnehin dürftigen Bestimmungen zur Kontrolle der Bodenspekulanten, bedeutete die Rückführung aller profitablen Betriebe des staatlichen Sektors in Privatbesitz. Die Konservativen wollen weiterhin die Arbeitslosenunterstützungen kürzen und Bestimmungen, die während der Krise der dreißiger Jahre in Kraft waren, wieder einführen. Damals mußte jeder, der Arbeitslosenunterstützung beantragte, nachweisen, daß er seine Zeit tatsächlich darauf verwendete, sich um Posten zu bewerben – obwohl jeder wußte, daß es keine freien Arbeitsstellen gab. Das gleiche gilt für die Verordnung über die Überprüfung des „Familieneinkommens“, die in den dreißiger Jahren alle in einem gemeinsamen Haushalt lebenden Familienmitglieder zwang, zum Unterhalt ihrer erwerbslosen Angehörigen beizutragen, sobald diese Arbeitslosenunterstützung beantragt hatten. Zehntausende Familien fielen dadurch auseinander.

Was sich hinter den konservativen Drohungen verbirgt, beweisen am nachdrücklichsten ihre hysterischen Verunglimpfungen des „Sozialismus“. So bezeichnete Mrs. Thatcher die unbedeutenden Maßnahmen der Labour-Regierung als „Kommunismus“ und forderte: „Der Sozialismus hat unsere Nation enttäuscht. Weg mit ihm, bevor

er endgültigen Schaden anrichtet.“ Andere konservative Führer erneteten stürmischen Beifall für noch heftigere Angriffe. Fernsehen, Rundfunk und Presse gaben den konservativen Tiraden breitesten Raum.

Als Ausgleich für die drastischen Kürzungen der öffentlichen Ausgaben versprochen die Konservativen mehr Mittel für „Verteidigung“ und Polizei. Das ist das Entscheidende: Die konservative Führung ist gegen Entspannung und plant die Verstärkung des Werrüstens, obwohl die wirtschaftliche Situation verzweifelt ist.

Was kann die Zukunft also bringen? Da ist zunächst eine Frage, die viele hier beschäftigt: Kann sich die Labour-Regierung halten, wenn sie bei dieser Politik bleibt, die von der Mehrzahl der Parteimitglieder abgelehnt wird? Die Labour-Konferenz hat den Abbau des Sozialwesens nicht nur verurteilt, sondern zu Gegenaktionen aufgerufen. Sie hat ihre Forderung nach wesentlicher Kürzung der Rüstungsausgaben wiederholt. Aber die Regierung lehnt es ab, ihre Haltung zu ändern. Auf der Konferenz wurden warnende Stimmen laut, daß linke Parlamentsabgeordnete Abstriche an den Leistungen des Gesundheitswesens nicht hinnehmen und die sofortige Auszahlung eines zusätzlichen Kindergeldes an die Mütter verlangen werden. Zorn erfüllt die Mitglieder, weil sich die Regierung zu direkten Wahlen zum sogenannten Europaparlament der EWG verpflichtet hat, ohne sie zu konsultieren. Immerhin hatte die Konferenz dies zurückgewiesen. Sollte die Regierung diesen Plan dem Parlament vorlegen, wird sie ihn nur mit Hilfe konservativer Stimmen durchsetzen können.

Den Hintergrund für diese Auseinandersetzungen bildet der zwischen Linken und Rechten auszufechtende Konflikt, wie gegen die Wirtschaftskrise angegangen werden muß. Die Linke glaubt nicht an eine Wirtschaftsankurbelung durch künstlich hochgetriebene Arbeitslosenziffern. Sie akzeptiert nicht, daß die Wirtschaft gestärkt werden kann, indem man der Volksbildung Mittel entzieht. Sie verwirft eine Argumentation, die in der Rüstungsproduktion und im Verkauf von Waffen in die Spannungsgebiete der ganzen Welt Methoden der Arbeitsbeschaffung erkennen will. Statt dessen verlangt sie wirksame Maßnahmen gegen die Spekulanten und zum Schutz des Pfundes. Die vorgeschlagene Unterwerfung unter das Diktat der internationalen Bankiers wird abgelehnt und soll durch Kontrolle des Kapitalexports und der Importe ersetzt werden. Vor allem fordert die Linke die Überführung der Banken und Versicherungsgesellschaften, die gegenwärtig alle Investitionen und damit die gesamte Wirtschaftsentwicklung beherrschen, in öffentliches Eigentum.

Der linke Flügel der Partei weiß, daß es zu Neuwahlen kommen kann, wenn seine Abgeordneten in diesen strittigen Fragen gegen die Regierung stimmen oder sich nur der Stimme enthalten. Und ein Sieg der Konservativen wäre in der gegenwärtigen Atmosphäre aus Furcht und Hysterie nicht unmöglich. Das ist eine Gefahr, der sich viele hier bewußt sind, denn wir wissen, welche Folgen das hätte. Deshalb werden die Linken versuchen, die Politik zu ändern,

ohne die Regierung in Gefahr zu bringen. Dieser Kampf wird sich hauptsächlich außerhalb des Parlaments abspielen, die nächsten Etappen sind abzusehen. So hatten die Gewerkschaften dem „Sozialvertrag“ nur unter der Voraussetzung zugestimmt, daß es keinerlei Kürzungen der Sozialleistungen mehr geben darf und die Arbeitslosigkeit durch Sondermaßnahmen verringert werden muß. Keine dieser Bedingungen ist im Rahmen der gegenwärtigen Politik einzuhalten. Außerdem haben die Gewerkschaften die Rückkehr zu freien kollektiven Lohnverhandlungen gefordert. Das wird sehr bald zu Aktionen für die Angleichung der Löhne an die gestiegenen Lebenshaltungskosten führen.

Der Kampf für die Herabsetzung der Rüstungsausgaben wird leidenschaftlicher werden, sobald die Eingriffe in die Sozialausgaben empfindlicher zu spüren sind. So wird eine der dringlichsten Aufgaben für alle fortschrittlichen Kräfte Großbritanniens in den kommenden Monaten die Mobilisierung der Öffentlichkeit für die vollständige Durchsetzung der Schlußakte von Helsinki sein, besonders der Verpflichtung, die politische Entspannung durch ehrliche Fortschritte auf dem Gebiet der Abrüstung zu ergänzen. Denn das wäre einer der Hauptwege zur Überwindung der Wirtschaftskrise in Großbritannien.

(Übersetzt von Gerda Lindner)

Die Winkelzüge des „Mr. 60 Prozent“

von **R h e n a n u s** (Bonn)

In der Nacht nach den Wahlen zum Bundesdeutschen Parlament, genau: in der ersten Stunde des 4. Oktober, kündigte Franz Josef Strauß den Burgfrieden, den er der CDU nördlich der Mainlinie für die Zeit des Wahlkampfes geschworen hatte, wieder auf. Doch das einzige, was daran allenfalls überraschen könnte, ist die Pedanterie, mit der er sich an die selbstgestellte Frist hielt. Der gewöhnliche BRD-Bürger wurde erst drei Tage später über die Begebenheit unterrichtet, und zwar durch die Illustrierte „Quick“, das heißt also, in „allerhöchstem Auftrag“, denn die im Bauer-Verlag erscheinende „Quick“ ist eines der Sprachrohre des CSU-Chefs.

Hingegen war die deutschsprachige abendländische „Snobiety“ bereits vorher ins Bild gesetzt worden: In der Ende September ausgelieferten Oktober-Nummer ihres Leibblattes, der „Zeitbühne“, erschien der Aufsatz, der sich mit den politischen Konsequenzen der bevorstehenden Wahlen befaßte, unter der Schlagzeile: „Und nun: bundesweite CSU!“ Zur Beruhigung und zum Überfluß wird mitgeteilt, daß diese Forderung, unabhängig vom Wahlergebnis, auch künftig erhoben werden soll. Darüber hinaus sind diese Auslassungen aber ein Beweis dafür, daß es sich bei den Straußschen Darbietungen keineswegs nur um einen spontanen Ausbruch des sich um seinen Sieg betrogen fühlenden „Mr. 60 Prozent“ handelte, sondern um einen generalstabsmäßig vorbereiteten Coup.

Die Szene fand, anschließend an die offizielle „Wahlparty“ im Olympia-Restaurant, im CSU-Hauptquartier in der Lazarettstraße

statt, wo der hierher zitierte engste Kreis von Vertrauten ihn erwartete. Strauß rechnete zunächst mit den „Nordlichtern“ ab, die seine Parole „Freiheit statt Sozialismus“ nur „halbherzig“ vertreten hätten. „Wir haben ein Traumergebnis“, aber: „Wenn es anderswo weiterhin so aufgeblasene Arschlöcher gibt, die nicht in der Lage sind, Wahlkampf zu führen... Die Kameraden dort oben haben doch versagt... Die CDU muß ihre Linke jetzt endlich zur Brust nehmen oder loswerden (gemeint sind gutkatholische Gewerkschafter wie Katzer und Blüm)... Wer jetzt noch weiter der FDP hinten 'reinkriecht, der schwebt doch in Wirklichkeit in einem Heißluft-Ballon, ob das Helmut Kohl ist oder sonstwer...“

Nach dieser Einleitung kam Strauß zur Sache: „Es kommt der Tag, wo alle begreifen müssen, worauf es ankommt – oder die Wege trennen sich.“ Und um jedes Mißverständnis auszuschließen, fügte er die rhetorische Frage hinzu: „Muß es eigentlich immer eine einzige Unionsfraktion in Bonn geben?“

Tags darauf trafen sich die beiden Kontrahenten in Bonn. Kontrahenten – so werden die „Kameraden“ Strauß und Kohl, die wochenlang Schulter an Schulter von zahllosen bayerischen Litfaßsäulen aufs Wahlvolk hinuntergrinsten, jetzt auch wieder laut genannt. Das Gespräch fand in der Wohnung des Franz Josef Strauß unter vier Augen statt. Das einzige, was die Schwärme von Journalisten aus Helmut Kohl herauszuquetschen vermochten, war, daß er sich gegen die Unterstellung, er könne irgend jemandem hinten 'reinkriechen, verwehren werde.

Noch am gleichen Tag trafen sich auch die Mitglieder der alten und der neuen, jetzt auf 243 (bisher 225) Mitglieder angewachsenen Unionsfraktion zu der rasch anberaumten Sondersitzung. Die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten durch Franz Josef Strauß erwies sich im Hinblick auf die anstehenden Entscheidungen dann als ausgesprochener Beschleunigungsfaktor. In einem Punkt herrschte ja weitgehende Übereinstimmung nicht nur zwischen den Vertretern der „Nordschiene“ der CDU, sondern auch zwischen ihnen und den meisten Kollegen der „Südschiene“ – worunter die von Strauß, Dregger und Filbinger geführten Landesparteien zu verstehen sind: Es galt, koste es, was es wolle, zu verhindern, daß der jüngste Erpressungsversuch des CSU-Chefs dem Ansehen der Union noch mehr Schaden zufüge. So kam es, daß „die Spannungen, die zwischen Kohl und ... Strauß entstanden waren, ... überraschend schnell verringert (sprich: vertuscht) werden“ konnten.

Um welchen Preis? Wer mußte ihn zahlen? Ja, darüber gehen die Meinungen diesmal – man kann sagen: seit Jahren zum erstenmal in einem solchen Fall – total auseinander. Da ist zum Beispiel die Sache mit dem Fraktionsvorsitz, den bis jetzt der Strauß-Gefolgsmann Carstens innehatte. Ursprünglich wollte der Kanzlerkandidat und Bundesvorsitzende der CDU, nachdem es diesmal nicht gereicht hatte, auf seinen Ministerpräsidentensessel in Mainz zurückkehren und künftig, unter Ausnutzung des jetzt für ein Jahr an Rheinland-Pfalz gehenden Vorsitzes im Bundesrat, dort die Aufweichung der

Bonner SPD/FDP-Koalition und die Ablösung Helmut Schmidts durch die eigene wertige Person vorantreiben. Doch nach jener Sondersitzung der Unionsfraktion erfuhr man: „Gegen den Willen der Christlich-Sozialen, die sich noch am Vormittag für Karl Carstens ausgesprochen hatten, rief er (Kohl) sich selbst zum neuen Oppositionschef aus, ohne Widerspruch verkündete er den Fortbestand der Fraktionsgemeinschaft.“

Aus mehr als einem Grunde ist es für Strauß offensichtlich vorteilhafter, die Fraktionsspaltung auch weiterhin als Druckmittel zu benutzen, den Vollzug jedoch hinauszuschieben. Machte man ernst, dann verhülfe man damit der SPD wieder zum Status der größten Fraktion, der automatisch das Recht zufällt, den Bundestagspräsidenten zu stellen. Zwar hat Strauß in jenem nächtlichen Monolog gedroht, die CSU denke nicht daran, sich mit dem Amt des Bundestagspräsidenten ködern zu lassen, doch inzwischen hat sich CSU-Landesgruppenführer Stücklen bereit erklärt, den lukrativen Posten zu akzeptieren.

War zunächst davon die Rede, Strauß bestehe diesmal, über die übliche Fraktionsabsprache hinaus, auf einem schriftlich formulierten Vertrag, der ihm seine Rolle als politischer Richtliniengeber auch schwarz auf weiß bestätige, so heißt es nun: Die mit der Ausarbeitung betraute Kommission werde sich wie immer mit der Fixierung der organisatorischen Bestimmungen begnügen. Politische Abmachungen sollten weiterhin „ausschließlich auf mündlicher Übereinkunft beruhen“. Aber das genügt ja auch – für Strauß.

Sieht man davon ab, daß Strauß den Kanzlerkandidaten Kohl für eine überflüssige Figur hält, geht der Streik also vornehmlich um die Methoden. Und daß sich Partner, die nur um Nasenlänge den Sieg verfehlen, hinterher gegenseitig dafür verantwortlich machen, ist auch nicht ungewöhnlich.

Nochmaliges Selbstgespräch einer Zahlbox

von Richard Christ

Das soll einer für möglich halten: Man macht sich als bescheidene Zahlbox während der Nachttouren so seine Gedanken, murmelt unabsichtlich ein bißchen vor sich hin¹⁾ – und nun sprechen die Leute darüber. Sprechen mich an, sagen: Das war doch längst mal nötig, diese Diskussion anzufangen. Fast bin ich stolz darauf: Ich wette um meinen ewig klemmenden Fahrscheinhebel, daß keine andere Zahlbox auf keiner Linie irgendeiner unserer Städte jemals so viel Briefe erhalten hat. Richtige vollständige lesbare Briefe, keine abgerissenen Schnipsel, wie sie uns manchmal an Stelle eines Fahrscheins eingeschmuggelt werden.

Zum Beispiel schrieb mir Fahrgast R. Musch aus 1054 Berlin, ob denn die Verkehrsbetriebe und das zuständige Ministerium und die angeschlossenen Forschungseinrichtungen mal durchgerechnet haben, was unterm Strich herauschaut, wenn man alle Verkehrs-

1) siehe Wb 36/1976

mittel auf den Nulltarif umstellt und dafür jedem Lohn- und Gehaltsempfänger eine Pauschale abzieht.

In meinem Selbstgespräch hatte ich ja in aller gebotenen Zahlbox-bescheidenheit hauptsächlich über mich selbst gesprochen. Aber inzwischen habe ich nachgedacht, was noch alles eingespart werden könnte bei sämtlichen Nahverkehrsmitteln: Das Papier für die Fahrscheine; Reinigungskräfte, die weggeworfene Fahrscheine aufsammeln; Konstrukteure für funktionierende elektrische Locher; Datums-Umsteller für elektrische und handbetriebene Locher; Herstellung, Bestückung, Wartung von Fahrkartenautomaten; Schalterkräfte samt dazugehöriger Fahrkartendruck- und Ausgabetechnik; Kontrollpersonal... Je länger man darüber nachdenkt, desto mehr fällt einem ein, und man wird tatsächlich neugierig auf die Zahlen: Was kostet das alles, und was bringt der Fahrkartenverkauf ein?

Ein anderer Wb-Leser und Nahverkehrsmittelbenutzer, H. Kaltofen aus 1125 Berlin, war ebenso neugierig auf dieses Ergebnis, weswegen er mein Selbstgespräch an das Ministerium für Finanzen schickte, und er fragt an, ob der Gedanke, der sicherlich bei vielen Bürgern Zustimmung fände, realisierbar sei oder ob gewichtige Gründe dagegen sprechen.

Einen langen Brief hat die Rentnerin U. Hoffmann (118 Grünau) geschrieben, worin sie ihre Beobachtungen mitteilt: „Ich wohne in der Nähe des Betonwerkes Köpenick, aus dem kaum ein arbeitender Mensch mit weniger als 600,— bis 1200,— Mark im Monat herauskommt. Immer wieder staune ich über die Menschenfreundlichkeit einiger Kollegen, die selbstlos für zwei weitere Kollegen ‚bezahlen‘: Einen Groschen oder ein paar Pfennige hinein, schnell dreimal gezogen, und dann ab in die nächste Kneipe! Wie sehr würden wir wüten, wenn die BVB ihre Tarife erhöhen würde. Wie unendlich weit können wir für zwanzig Pfennig bei uns fahren. Lauft das mal ab!“

Das kann ich als Zahlbox nur bestätigen: Die Frau hat recht. Und daß eine Rentnerin Kollegen mit gutem Einkommen zur Ehrlichkeit auffordert, das ist, finde ich, bemerkenswert, und auch ein bißchen beschämend. Für die Betrüger. Im übrigen schreibt Frau Hoffmann der seit langem abonnierten Weltbühne: „Hilf uns und der BVB, den Vorschlag der Zahlbox zu verwirklichen. Ich glaube, mit wenigen Ausnahmen wird jeder Bürger unserer Hauptstadt einverstanden sein, gegen einen Festbetrag sich eine Fahrerlaubnis über den Betrieb zu beschaffen...“ Sie macht auch konkrete Vorschläge.

Nun, so rasch wird man, denke ich mir, ein so kompliziertes Problem nicht durchrechnen können, und der Brief selbst zeigt ja auch schon wieder einen Haken: eine Fahrerlaubnis hätte wohl nur Zweck, wenn sie kontrolliert würde. Aber vielleicht käme man selbst ohne das aus, ähnlich wie bei der Sozialversicherung: ein Pflichtbeitrag muß geleistet werden, und alle notwendige Behandlung erfolgt dann zum Nulltarif.

Selbstverständlich habe ich auch kritische Stimmen gehört. Ein Dresdener Verkehrsteilnehmer, U. Sparmann, fragt ungehalten, ob er

am Ende für alle Dienstleistungen mehr bezahlen soll, weil er mehr verdient. Nun, ich bin eine einfache Zahlbox, und über Dinge, die ich nicht verstehe, will ich mir, wie man hier jetzt gern sagt, „keinen Kopf machen“. Ich hatte über Nahverkehrsmittel sinniert, über nichts anderes.

Und nun, während ich meine rumpelnden Touren fortsetze, Geld oder Geldersatz schlucke und Billetts ausspeie (vollständige und zerrissene), warte ich gespannt, was werden wird. Ich denke so: Wenn's zu unser aller Vorteil sein könnte, dann wäre das Experiment lohnend. Wenn aber für den Staatshaushalt ein Verlust herauskäme, dann lassen wir's lieber beim bisherigen, wenn auch unzulänglichen System. In einem bin ich allerdings sicher: Die Überlegungen einer braven Zahlbox werden (auch das wurde in einem Brief angedeutet) weder einen Rückgang im Automobilumsatz noch eine Protestbewegung der Autofahrer bewirken. Denn im Winter, oder wenn der Motor streikt, oder wenn das monatliche Benzin-Budget erschöpft ist, stecken sie mir ja auch mal gern was zu.

Antworten

Raimund Keller, Berlin. — Sie haben die Erfahrungen zur Kenntnis genommen, die einer unserer Mitarbeiter mit seinem Plattenspieler gemacht hat (Wb 37/1976), und schreiben dazu: „Ich gebe zu, daß ich sicher genauso neugierig bin wie Herr Kusche, was jener Betriebsteil II des VEB Elektro-Akustik in 1055 Berlin darauf zu äußern hat. Wenn er sich überhaupt äußert, was mir fast unwahrscheinlich vorkommt, da ich mit diesem Betrieb ganz ähnliche Erfahrungen gemacht habe. Und mein Pech ist, daß ich neben einem Plattenspieler noch ein Tonbandgerät habe. Aber einen guten Rat kann ich Ihrem Autor doch vermitteln: Schaffe er seine Geräte der ‚Unterhaltungselektronik‘ über einen kleinen Umweg nach Dresden und lasse sie dort durchsehen, reparieren etc. pp.; er wird dann sehen, daß man dort sehr gut, schnell, sehr höflich und zuverlässig arbeiten kann. Oder ist das etwa nicht zumutbar? Ich bin dazu übergegangen! Vielleicht ist das aber alles nicht mehr sehr lange nötig, denn ich erinnere mich eines sehr treffenden Artikels des gleichen Autors über Widrigkeiten bei den Öffnungszeiten im Postschalterdienst, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß es danach besser wurde.“ Schön wär's, wenn Sie recht hätten. Aber Lothar Kusche glaubt nicht an Wunder, er erwägt seine Umsiedlung nach Dresden.

Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 236 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik

erscheint jeden Dienstag im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co.,

Postanschrift: 1056 Berlin, Postschiffdach 8,

Sitz: Berlin-Mitte, Karl-Liebknecht-Straße 29, Telefon 244/33 01 und 244/33 59

Einzelpreis in der DDR 50 Pfennig, Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes Buchexport zu entnehmen.

Telegramm-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 780

Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592

Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne.

Anzeigenannahme: DEWAG-WERBUNG BERLIN, 102 Berlin,

Rosenthaler Straße 28-31, Telefon 2 26 27 75, sowie alle

DEWAG-Betriebe und deren Zweigstellen in den Bezirken der DDR.

Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 2 vom 1. 1. 1976.

(140) Druckerei Neues Deutschland,

1017 Berlin, Franz-Mehring-Platz 1

Bemerkungen

Marx-Novitäten?

„Alle reden über ihn und seine Lehre, aber nur wenige haben seine Werke gelesen. Wer war dieser Karl Marx?“ Mit solchen selbstkritischen Sätzen eröffnete die Bonner Rundschau am 10. September 1976 eine Artikelserie zum Thema „Karl Marx – das unbekannte Wesen“. Die Tatsache, daß nun schon BRD-Provinzblätter ihre zumeist eintönigen Inhalte mit Marx auflockern zu können glauben, läßt erkennen, wie rege nach wie vor das Interesse an Karl Marx und am Marxismus sein muß. Offensichtlich sucht man bei ihm geistige Alternativen zu den nichtsagenden Parolen der offiziellen Politik. Die Serie der Bonner Rundschau ist denn auch darauf angelegt, die alternative geistige und politische Aussagekraft des Lebens und Werkes von Marx zu zerreden, zu verfälschen und in Mißkredit zu bringen. Ein gewisser Dr. Walther Bienert, der als „evangelischer Theologe und Publizist“ vorgestellt wird, hat die Artikelserie genau in dem Stil verfaßt, den antikommunistische „Marxologen“ heute bevorzugen: Eine Mischung von Halbwahrheiten und raffinierten Unwahrheiten soll den Menschen Marx ins Zwielicht bringen, um so seine weltverändernde Lehre unglaubwürdig erscheinen zu lassen.

Bienert tischt seinen Lesern beispielsweise die verlogenen Berichte preußischer Polizeispitzel als reine Wahrheit auf, etwa die dümmliche Behauptung, Marx habe sich nur selten gewaschen und gekämmt. Da fragt

man sich, was der „evangelische Theologe und Publizist“ wohl sagen würde, käme ein marxistisch-leninistischer Historiker auf die Idee, jene Schauermärchen für bare Münze zu nehmen, die der römische Kaiser Nero über die frühe christliche Bewegung verbreitete? Wie wäre es mit etwas mehr geistigem Niveau in der ideologischen Auseinandersetzung unserer Zeit, Herr Bienert? Oder wollen Sie sich unbedingt mit der dubiosen Arbeitsgruppe für Menschenrechte auf eine Stufe stellen, die dieser Tage erneut versuchte, der Neuköllner Karl-Marx-Straße ihren traditionsreichen Namen zu nehmen? Der Antrag fiel im Westberliner Abgeordnetenhaus durch. Vermutlich haben sich dort einige realistisch denkende Leute daran erinnert, daß die Karl-Marx-Straße in Neukölln schon einmal ihren Namen verlor: nach der Machtergreifung der Faschisten im Jahre 1933.

Natürlich steht Springers Blatt Die Welt aufseiten der „Menschenrechtler“. Die Zeitung ist ärgerlich, daß der Antrag in Westberlin keine ausreichende Gegenliebe fand. Dafür rächt Die Welt sich auf ihre Weise an Karl Marx: In einem großen Artikel zum 125. Jahrestag des erstmaligen Erscheinens der New York Times lobt der Haushistoriker der Welt, Walter Görlitz, das „gute Korrespondentennetz“, welches der Herausgeber der New York Times in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgebaut hatte, unterschlägt aber den Namen des damals besten und heute berühmtesten aller Mitarbeiter der New Yorker Zeitung: den Namen Karl Marx. – Marx-Novitäten?

Neuigkeiten vielleicht, aber nichts Neues. Sie singen immer noch das alte Lied. Sie spielen nach wie vor den Leierkasten antikommunistischer Torheit.

Harald Wessel

Theater der Nationen II

Zum zweiten Mal Theater der Nationen: Vergangenes Jahr in Warschau, in diesem Jahr wurde zum „Theater-Festival der Nationen“ nach Belgrad eingeladen. In Jugoslawiens Hauptstadt konnte man 20 Vorstellungen von Ensembles aus 12 Ländern sehen, es gab auch ein Seminar über neue Aspekte der Schauspielkunst und eine Werkstatt für junge Truppen, die unter der Obhut von Jerzy Grotowski stand und von seinem Schüler Eugenio Barba geleitet wurde. Es kamen über 100 Kritiker aus ganz Europa und aus den Vereinigten Staaten.

Am besten gefielen mir in Belgrad drei Vorstellungen: „Hamlet“ in der Inszenierung von Jurij Lubimow am Moskauer Taganka-Theater; „The Iks“, eine dokumentarische Darstellung des tragischen Schicksals eines afrikanischen Negerstammes, der aus Hunger verkommt, in der Inszenierung von Peter Brook; die Einstein-Oper von Bob Wilson und Filip Glass, die aus den USA kam.

Im allgemeinen zeigte sich, daß sich das Theater immer mehr dem Konkreten zuwendet, daß die Zeit des absurden Theaters vorbei ist. Man konnte in Belgrad eine fast klassische Vorstellung von Becketts „Warten auf Godot“ in der Inszenierung des Autors sehen. Sie wurde vom Schillertheater aus Westberlin

dargeboten und war zwar perfekt, doch kalt und fad, sie riß niemanden mit. Auch Peter Zadeks absurd-groteske „Othello“-Inszenierung, vom Ensemble des Hamburger Schauspielhauses, erregte zwar viele Diskussionen, wurde aber als ein Mißverständnis empfunden.

Dagegen gefiel „La Dispute“ von Marivaux, den das Théâtre National Populaire aus Villeurbanne spielte, eine sehr schön konstruierte, kunstvolle Auseinandersetzung mit dem Problem der Persönlichkeit und mit dem Verhältnis der beiden Geschlechter. Ferner erhielt die polnische Vorstellung von Stanisława Przybyszewskas „Fall Danton“, in Andrzej Wajdas Regie, viel Beifall, und auch die originelle Vorstellung einer jugoslawischen Komödie aus dem 16. Jahrhundert – „Dundo Maroje“ von Marcin Drzic. Miroslav Belović hat die Vorstellung sehr geistreich konzipiert: Sie spielt in einem Franziskanerkloster zu Dubrovnik und wird von Mönchen (auch in allen Frauenrollen) gestaltet. Der Abend ist sehr lustig, hat ein gutes Tempo und erinnert an die Commedia dell'arte, verbrüdet mit der Renaissance-Tradition der dalmatinischen Küste.

Es wurde in Belgrad viel über die Aufgaben und die Zukunft des Theaters diskutiert. Mir scheint, daß Peter Brook das am besten traf, als er forderte, „das verborgene Gesicht der Wirklichkeit zu entdecken“. Den besten Theatern und den besten Vorstellungen gelang das schon in einem hohen Maß, und das war entscheidend für den Erfolg dieses Treffens.

Roman Szydłowski

Die Kavallerie-Lücke

Eugen McCharty, 60 Jahre, war US-Senator bis 1968, als er seine Kampagne für die Kandidatur des Präsidentschaftskandidaten der Demokratischen Partei zu einem Feldzug gegen den Vietnam-Krieg machte und damit – wie es heißt – Präsident Lyndon Johnson zum Rücktritt veranlaßte. In diesem Jahr tritt er als unabhängiger Kandidat gegen die beiden großen Parteien und ihre Kandidaten, Ford und Carter, auf, wobei er seine schärferen Angriffe gegen Carter richtet. Er wirft den beiden „Militarismus, Versagen in der Wirtschaft und Machtmißbrauch“ vor. Sein besonderes Interesse gilt den sogenannten Verteidigungsfragen. Während die beiden anderen Kandidaten noch höhere Summen als bisher für militärische Ausgaben fordern, verlangt McCharty ihre Kürzung um 20 bis 30 Milliarden Dollar. Vor den Mitgliedern des Nationalen Presseklubs sagte er:

„Dreimal haben wir uns enorme Kosten aufgeladen, weil die Russen kamen. Sie kamen nicht; aber wir machten uns trotzdem bereit. Das erste Mal war es in den 1950ern, und sie kamen mit Bombern. Darum bauten wir die Distant Early Warning Line und Sage, zwei Systeme, die veraltet waren, bevor sie fertig wurden. Dann 1960: Die Russen kamen mit Raketen, und wir entdeckten die Raketen-Lücke. Es gab keine Lücke; aber wir gaben Milliarden aus, um unsere eigene Lücke und die der Russen zu erhalten. Jetzt kommen sie mit Unterseebooten, und wir haben einen Unterseeboot-

Mann – Carter – als Präsidentschaftskandidaten.

Einer der Gründe, warum ich kandidiere, ist dieser: Ich denke, daß die Leute jemanden hören wollen, der nicht sagt: ‚Wir sind nicht fähig, uns zu verteidigen.‘ Natürlich habe ich eine Lücke entdeckt: die Kavallerie-Lücke. Die russische Armee hat 3000 Pferde und unsere Armee nur 29, und diese benutzt sie niemals, außer bei militärischen Beerdigungen. Was, wenn sich herausstellt, daß die Russen mit Pferden kommen?!“

H. F.

Liebe Weltbühne!

Wir erlebten einen zauberhaften Urlaub in Mühllaiten bei Klingenthal (Bezirk Karl-Marx-Stadt). Tief beeindruckt waren wir vom Bemühen gerade einer so kleinen Gemeinde¹⁾, etwas Außerordentliches für uns Urlauber zu veranstalten. Die folgende Ankündigung lasen wir leider zu spät:

„Donnerstag, den 22. Juli 1976. 13.30 Uhr. Treffpunkt ‚Goldner Stern‘. *Waldführung durch den Revierförster.*“

So sind wir nun nicht in der Lage, der Weltbühne einen spannenden Bericht vom Innenleben eines Revierförsters zu liefern. Bedauern Sie das auch?

Herzliche Grüße

Familie Schmeißer, Berlin

P. S. Übrigens gibt es bei uns wöchentlich Streit, wer die Weltbühne zuerst lesen darf – immerhin sind wir zu fünft.

Ermäßigter Kulturbeitrag

Schüler der Perleberger Goethes-Oberschule hatten von den fünfzehn Stunden ihres Berlin-

¹⁾ 207 Einwohner. – Red.

Tages zwei für den Besuch des Dorotheen-Friedhofes vorgesehen. Damit sie nicht erst lange nach den Grabstellen von Becher und Brecht, von Gans und Schinkel suchen müßten, sollte ich sie umherführen. Als wir auf dem Weg dorthin am französischen Gemeindefriedhof vorbeikamen, lotste ich alle dort hinein, sagte: Hier vorn rechts liegt Daniel Chodowiecki begraben, der hochberühmte Maler und Radierer, der mit seinen kleinformatigen Bildern der Aufklärung bis heute hochgeschätzte Dienste erwies. Ein Illustrator von Rang, der den Fortschritt von Kunst und Wissenschaft beflügelte. Heute ist Mittwoch. Am Sonnabend ist der 250. Geburtstag von Chodowiecki gewesen. Also werden wir seine Grabstelle vor lauter Kränzen und Schleifen nicht sehen können, doch immerhin —

Es waren aber überhaupt keine Kränze oder Festschleifen auf Chodowieckis Grab zu sehen. Es war sauber und gepflegt wie alle Tage. Viel Efeu und in der Mitte ein blaues Sträußchen, das schon im Frühjahr dort blühte. Als geistesgegenwärtiger Mensch hätte ich den verwunderten Perlebergern sagen müssen, daß der Verzicht auf altmodische Bräuche, die einem Verewigten sowieso keinen Spaß mehr machen können, eine hauptstädtische Neuerung sei, die in allernächster Zeit auch in den Bezirken gehandhabt werden würde.

Hätte ich nur am Sonntag auf dem Nachhauseweg vom Wahllokal auf dem Friedhof nachgesehen. Jetzt, fünf Tage danach, wird man mir vorhalten, daß die Reste der Ehrung abgeräumt werden mußten; die verwelkten

Blumen, die verwaschenen Schleifen mit der unleserlich gewordenen Schrift.

Ich überlegte, wer für diesen internationalen Berliner Künstler, von dem wir uns nach wie vor schmücken lassen, zuständig sein könnte. Das Märkische Museum hat eine schöne Chodowiecki-Ausstellung eröffnet, hat also das Seine getan. Im Verband Bildender Künstler ist Ch. nicht Mitglied gewesen, aber der Akademie gehörte er 27 Jahre an. war führend an ihrer Reorganisation beteiligt, war bis zu seinem Tode (1801) ihr Direktor. Ein 250. Geburtstag könnte vielleicht auch die eine oder andere Abteilung Kultur betreffen. Der Nachteil des Daniel Chodowiecki allerdings wird sein, daß sein Werk so überschaubar ist, so überzeugend klar. Es hat nie Streit darüber gegeben, wem es gehört. *Heinz Knobloch*

Kohl

Rechnen, selbst simples Summieren, ist nach wie vor — wie der Schreiber dieser Glosse aus eigener bitterer Erfahrung weiß — oft Glückssache. Und deshalb wollen wir uns gar nicht überrascht zeigen angesichts einer Entdeckung, die Werner Gentz aus Kleinmachnow in einem Artikel über den Tourismus in der Volksrepublik Ungarn gemacht hat.

„Unseren Erhebungen zufolge“, steht da schwarz auf weiß zu lesen, „haben wir jährlich Menschen aus 120—130 Ländern bei uns zu Gast. . . Im vergangenen Jahr suchten beispielsweise über 9,5 Touristen Ungarn für kurze oder längere Zeit auf, 20 Mal soviel wie 1938.“

Demnach ist anno 1938 weniger als ein halber Gast nach Ungarn gereist? Und dieser Torso möglicherweise, um das Fahrgeld zu sparen, in einem Postpaket? *F. M.*

NEU IM PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Manfred Künne, Reifejahre

Roman · 312 Seiten · Leinen 7,80 M

Roland Könners „Jugendträume“ münden mit dem Fortsetzungsband „Reifejahre“ in eine Wirklichkeit, die den naiven Wunschvorstellungen des „Literaten von Weltrang“ aus dem ersten Band gar nicht recht entsprechen will. Im Roman „Reifejahre“ schickt er sich nunmehr an, das Traumbuch seiner Jugend mit gelassener Wehmut zuzuschlagen und ein neues Kapitel zu schreiben, in dem — wiederum heiter-ironisch in der Darstellung, aber ernsthaft und kompromißlos in der Sache — vom menschlichen und künstlerischen Reiferwerden die Rede ist.

Lieferung nur über Volksbuchhandel möglich

Absender:

Postkarte

Bitte senden Sie ein Probeheft an:

Name

Adresse

Verlag der Weltbühne

1056 BERLIN

Postschließfach 8

Karl-Liebknecht-Str. 29

Bestellschein

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsstellennummer des PZV		Zustellbezirk	Einzelfachbezirk
Ich bestelle hiermit ab _____ zur Zustellung Abholung*		33 805	212
Stück Die Weltbühne zu den Bezugsbedingungen		Artikelnummer	WGR

lt. Postzeitungsliste zum DDR-Abonnementspreis von 2,20 M

Kartellnummer

(für Monatsbezug)

Bitte in Blockschrift ausfüllen:

Name, Vorname: _____

Anschrift: _____

(Postleitzahl, Wohnort)

(Straße, Hausnummer, Gebäudefuß, Stockwerk)

Das Abonnementsgeld wird bar bezahlt*

(ist abzubuchen vom Konto Nr. _____ beim _____)

(Postscheckamt, Bank, u. a.)

* Nichtzutreffendes streichen

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

Bezieherkarte/ Kundenkarte berichtigt	Adressplatte geprägt Z 47 ausgefertigt	Bestellvermerk	Vorteilkarte berichtigt	Vermerke
---	---	----------------	----------------------------	----------